Glauben und Wissen.

1903. I. Jahrgang. — Heft 8. August.



Die Grundlagen der christlichen Gewissheit.

Die Grundlage der religiösen Gewissheit ist ein Gegenstand, der neuerdings in hohem Grade die Aufmerksamkeit denkender Geister in Europa erregt hat. In Ländern, wie Deutschland und Frankreich, in welchen der Protestantismus dem Römischen Katholizismus gegenübersteht, fühlt man sich zur Erörterung der Frage schon dadurch angetrieben. Allein die Sache liegt noch weit tiefer: nachdenkende und ernste Menschen können nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: Wie kann ich dessen gewiss werden, dass meine Religion wahr ist? Nur Oberflächlichkeit und Sorglosigkeit können dieser Frage längere Zeit aus dem Wege gehen. Je mehr die mit der Religion verknüpften Folgen für Zeit und Ewigkeit erkannt werden, desto gebieterischer muss in uns das Verlangen werden, Gewissheit darüber zu erlangen, ob wir auf Felsengrund bauen oder auf Sand.

I.

Die alte Antwort des Protestantismus besagt, dass die Bibel der unerschütterliche Felsen sei: wir sind dessen, was wir in religiöser Hinsicht glauben, gewiss, weil es in dem Worte Gottes geschrieben steht. Durch Beweise auf Grund der Weissagungen und Wunder zeigte man, dass die Bibel göttlich sei — dies war der Obersatz — und dann brauchte man nur noch nachzuweisen, dass irgend eine Lehre oder Behauptung in dem göttlichen Buche stehe, um sofort daraus schliessen zu können, dass dieselbe wahr und gewiss sei. Selbst in manchen neueren Werken wird diese Stellung beibehalten: die Inspiration der Bibel wird unbedenklich für gleichbedeutend mit ihrer Unfehlbarkeit gehalten; ja, man behauptet ausdrücklich, dass das Vorhandensein eines Irrtums, welcher Art er auch sei, die Glaubwürdigkeit des Ganzen umstossen würde.

In den letzten Jahren jedoch hat sich die Stellung der Gemeinden in dieser Beziehung geändert. Die Theologen tragen Bedenken, den Beweis zu führen, dass die Bibel keinerlei Irrtümer enthalte, und in der Öffentlichkeit hat sich das Gefühl

weit verbreitet, dass es doch nicht so ausgemacht sei, wie man früher annahm, dass etwas darum, weil es in der Bibel steht, selbstredend wahr sei. Manche Theologen gehen weiter und erklären ausdrücklich, dass sich in der Bibel Irrtümer und Widersprüche finden, dabei aber versichern sie gleichzeitig, dass dies ihren Glauben an die heilige Schrift als die unfehlbare Richtschnur ihres Glaubens und Lebens keineswegs beeinträchtige; ja, sie behaupten sogar, mit der Entdeckung dieser Unvollkommenheiten in der Bibel habe ihre Ehrfurcht und Liebe zu derselben beständig zugenommen, und sie seien überzeugt, dass die Anerkennung eines menschlichen Elements in der heiligen Schrift auch den gewöhnlichen Mann keineswegs gegen dieselbe einnehmen, sondern im Gegenteil ihn zur Bewunderung der göttlichen Weisheit bewegen werde, welche die ewige Wahrheit in einem irdischen Gefässe darreiche.

Diese Zuversicht ist freilich keine allgemeine. Für viele ist es schwer verständlich, wie ein Buch, das gewisse Wahrheiten sorglos behandle, in andern durchaus zuverlässig sein könne. Warum sollte sich hier nicht die logische Regel anwenden lassen: Wenn falsch in einem, dann falsch in allem? Ich weiss nicht, ob sich die neuere Theologie die Schwierigkeit der Aufgabe klargemacht hat, die sie sich stellt, wenn sie den Nachweis führen will, dass ein Buch, das sie in Bezug auf Tatsachen und Geschichte für unzuverlässig hält, in dem, was es über Leben und Lehre sagt, unfehlbar sei. Gleichwohl ist es unleugbar, dass die Kirche von der Wahrheit fest überzeugt sein und immer fester überzeugt werden kann, während ihr Vertrauen auf die herkömmliche Art und Weise, sie zu begründen, im Schwinden begriffen ist. Nichts ist in der Theologie wandelbarer als die Apologetik. Die Beweisführung der Kirche hängt von wechselnden Zuständen sowohl in der Kirche als auch in der Welt ab; und es kann geschehen, dass man den Punkt, von dem die Verteidigung ausgeht, verlässt, ohne die Überzeugung zu haben, dass sich die Lage der Zitadelle verschlimmert habe. Dies ist allem Anscheine nach gegenwärtig mit dem Glauben an die Bibel der Fall. Es scheint wahr zu sein, wie die Vertreter einer mit Ehrfurcht vor der Schrift geübten Kritik behaupten, dass nicht nur das Interesse an der Bibel, sondern auch die Achtung vor derselben als einer himmlischen Botschaft und der alleinigen Führerin auf den Weg des Heils nicht etwa in der Abnahme, sondern vielmehr in der Zunahme begriffen sei, obgleich man die noch vor kurzem als zuverlässig geltende Art der Beweisführung für ihre Göttlichkeit aufgegeben hat.

Bei denen, die nach einer Schriftauffassung suchen, welche alle behaupteten Tatsachen umfasst, ist es eine beliebte Redewendung, dass die Bibel von der Kritik unabhängig sei. Die Kritik, sagen sie, möge soviel Irrtümer und Widersprüche finden und soviel verschiedene Abfassungszeiten und Verfasser annehmen, wie sie will, so könne doch dies den Kern der Offenbarung in keiner Weise berühren; dieser bleibe inmitten aller möglichen Wandlungen in den Ansichten der Gelehrten rein und unverletzlich. So häufig man indessen diesen Satz ausgesprochen findet, so kann er doch irreführen, weil er zweideutig ist.

Es gibt einen Sinn, in dem er sicherlich nicht wahr ist. Es ist eine Art der Kritik möglich, und keineswegss bloss möglich, sondern von Zeit zu Zeit taucht sie

wirklich auf, welche die christliche Gewissheit bis auf den Grund vernichten würde, wenn sie durchdränge, da sie alle Tatsachen in Dunst auflöst, auf welche sich der Glaube gründet, dass in der Welt überhaupt ein Erlöser erschienen ist. In welchem Sinne kann man z. B. sagen, dass die Bibel von einer Kritik unabhängig sei, wie wir sie bei Strauss und Renan finden? Sicherlich nicht in dem Sinne, dass die Bibelleser die Ansichten dieser Männer über die Evangelien sich sämtlich aneignen und dabei doch noch eine christliche Kirche bilden können. Ich glaube nicht, dass die Phantasterei mancher alttestamentlichen Kritiker von der christlichen Kanzel Besitz ergreifen könnte, ohne die Kirchen zu leeren; denn die Kirchenbesucher würden sich hüten, den Schein zu erwecken, als ob auch sie der Meinung wären, dass Dokumente, welche eine so leichtfertige Behandlung verdienen, irgendwelchen Anspruch haben, als göttliche Zeugnisse zu gelten.

Ohne Zweifel jedoch wollen viele von denen, die den Satz nachsprechen, dass die Bibel von der Kritik unabhängig sei, damit nur die Überzeugung ausdrücken, dass die Bibel von einer gesunden wissenschaftlichen Kritik nichts zu fürchten habe und vermöge der ihr innewohnenden Wahrheit schliesslich alle kritischen Ansichten widerlegen und zu schanden machen werde, die mit den Tatsachen und der Vernunft nicht im Einklang stehen. Sie wollen nur sagen, dass sie durch den Gebrauch der heiligen Schrift selbst die Überzeugung gewonnen haben, dass dieselbe allem, was edel, wahr und dauernd ist, entspreche und daher das Licht nicht zu scheuen brauche.

In diesem Sinne ist der Satz wertvoll und zeigt an, woher der Glaube an die Bibel kommt. Die heilige Schrift scheint in ihrem eigenen Lichte; und die wahre Kirchenpolitik sucht die Volksmenge in wirksame Berührung mit ihr zu bringen; denn je enger der Mensch mit ihr in Berührung kommt, desto mehr wird sein religiöses Gefühl belebt, und je lebendiger dieses Gefühl wird, desto häufiger und heilsbegieriger wird er seine Zuflucht zur Bibel nehmen. Je besser und gottesfürchtiger die Leute sind, desto mehr wächst ihre Liebe zur Bibel, und je mehr ihre Liebe zur Bibel wächst, desto gottesfürchtiger und besser werden sie. Man lasse nur den Geist Gottes an der Seele wirken, und man wird sofort in dem Worte die Stimme Gottes vernehmen. Wenn Männer und Frauen in ihrer Lebensführung und Berufstätigkeit ernstlich nach göttlicher Leitung Verlangen tragen, so werden sie in diesem Buche an jedem Wendepunkte eine vertrauenswürdige Stimme vernehmen, die da sagt: „Dies ist der Weg, denselbigen gehet." Wenn das erwachte religiöse Gefühl zu Christo in der heiligen Schrift zurückgeht, so wird es sich von einer solchen Wärme und solchem Lichte der Wahrheit bestrahlt fühlen, dass es aufhört, Fragen zu stellen; denn es ist gewiss, dass hier die Heimat der Seele sein muss.

Es ist bemerkenswert, dass der Grund, auf dem die Autorität der heiligen Schrift in den symbolischen Büchern unserer Kirche aufgebaut wird, nicht derselbe ist (nämlich die unfehlbare wörtliche Inspiration), auf den sich die Häupter der nachreformatorischen Orthodoxie stellten. In unserm „Grossen Katechismus" wird die Frage; „Worin zeigt es sich, dass die heilige Schrift Gottes Wort ist?" folgendermassen beantwortet: „Die heilige Schrift bezeugt sich selbst als das Wort Gottes

durch ihre Erhabenheit und Reinheit; durch die innere Übereinstimmung aller ihrer Teile und das Ziel des Ganzen, welches darin besteht, Gott allein die Ehre zu geben; durch ihr Licht und ihre Kraft, die Sünder zu überzeugen und zu bekehren, die Gläubigen aber zu trösten und zu erbauen zur Seligkeit; doch allein der Geist Gottes, der sich durch die Schrift und mit derselben an dem Menschenherzen bezeugt, ist imstande, es völlig zu überzeugen, dass sie das wahrhaftige Wort Gottes ist.“ Auf positiven Grundlagen wie dieser muss die protestantische Lehre von der Schrift neu aufgebaut werden; und wo so viel rein Negatives über die Schrift verbreitet wird, sollte man damit nicht zögern. Wenn man die herkömmliche Begründung der Autorität der heiligen Schrift verlässt, so ist es die dringende Pflicht der Kirche, eine neue an ihre Stelle zu setzen; denn es ist ein gefährlicher Mangel, wenn der gemeine Mann ausser Stande ist, für die Hoffnung, die in ihm ist, einen klaren und bestimmten Grund anzugeben.

II.

Ein zweiter Grund, auf dem man die religiöse Gewissheit aufgebaut hat, ist die Autorität vergangener Zeiten. Was stets und überall und von allen geglaubt worden ist, muss wahr sein — es ist erstaunlich, wie viele Christen diesen Gedanken für eine genügende Grundlage ihres Glaubens gehalten haben. Die Griechische Kirche, die mehr als achtzig Millionen Anhänger zählt, beruht tatsächlich auf dem Glauben der früheren Jahrhunderte und ist stolz darauf, dass sie irgendwelche Veränderungen weder nötig hat noch wünscht. Ihr erscheint die rastlose Bewegung innerhalb der protestantischen Welt, die alle zehn Jahre neue Ansichten aufbringt, als eine Art Geisteskrankheit: Vor Hunderten von Jahren haben ihre Väter die Wahrheit erkannt, welchen Vorteil könnte es bringen, von etwas, das bereits vollkommen ist, abzuweichen?

In der englischen Kirche ist eine starke Neigung vorhanden, massgebende Autorität der sogenannten „Ungeteilten Kirche“ zuzuschreiben, d. h., den Vätern und Konzilien vor der Teilung der Kirche in eine östliche und westliche; und die extremeren Anhänger dieser Partei sprechen zuweilen sogar von der heiligen Schrift in einem herabsetzenden Tone, wenn dieselbe bei der Kritik der ersten sechs oder acht Jahrhunderte, an die sie ihren Glauben festbinden, zitiert wird.

Die Römisch-katholische Kirche schreibt in ihrem Glaubensbekenntnis den Kirchenvätern und Konzilien gleiche Autorität mit der heiligen Schrift zu. In der Neuzeit aber haben sogar Männer wie Möhler und Newman eine Theorie der Lehrentwicklung aufgestellt, die alle Veränderungen des Glaubens und der Sitte innerhalb ihrer Kirche dem heiligen Geist zuschreibt. Diese Theorie ist von dem vatikanischen Konzil durch die feierliche Erklärung gekrönt worden, dass der Papst die Macht habe, jede Stufe dieser Entwicklung zu besiegeln, wenn die Zeit dazu reif ist, indem er mit unfehlbarer Gewissheit erklärt, was Wahrheit ist.

Hierdurch ist das Prinzip der Tradition zu seinem Höhepunkt geführt worden, trotzdem das Zeitalter, in dem dies geschehen, dazu ein wenig geeignetes zu sein schien. Man mag über die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit denken, was

man will und das Gefühl haben, dass durch sie zwischen die römisch-katholische Kirche und die andere Welt unserer Zeit eine unübersteigliche Scheidewand aufgerichtet wurde, — gleichwohl ist das Prinzip, das durch die katholische Kirche einen so grotesken Ausdruck gefunden hat, ein wahres. Es liegt in der Tat für eine Wahrheit eine gewisse Bekräftigung darin, dass viele Jahrhunderte an sie geglaubt und von ihr gelebt haben. Man kann daher dem Versuche, die neunzehn christlichen Jahrhunderte gänzlich beiseite zu stossen und ohne weiteres auf die ursprünglichen Urkunden unserer Religion zurückzugehen, nur mit Einschränkung zustimmen.

Einen derartigen Versuch macht z. B. Dr. Martineau in einem Werke über unsere Frage. Er fasst seine Ansichten über die Geschichte des Christentums folgendermassen zusammen: „Wenn ich auf die obigen Erörterungen zurückblicke, so werde ich zu einem Schlusse genötigt, bei dem ich nicht ohne Schmerz und Schrecken verweilen kann, nämlich zu dem, dass das Christentum, wie es in allen Kirchen, die es formulieren, definiert und verstanden wird, in der Hauptsache von etwas abgeleitet wird, das in seinen Quellen hinfällig, in seinen Überlieferungen unhistorisch, in seinen Vorstellungen mythologisch und in den Aussprüchen seiner Propheten missverstanden ist. Von der Sage in Eden an bis zu der eingebildeten Vorstellung von der letzten Posaune ist die ganze Geschichte von der göttlichen Weltordnung entstellt und verunstaltet. Das Übel der Erbsünde mit ihrer ungewollten Verdammnis, die Idee von einer sühnenden Loskaufung mit ihrer stellvertretenden Gerechtigkeit; die Fleischwerdung mit ihren niederen Postulaten für das Verhältnis zwischen Gott und Mensch und ihrer unfruchtbaren Lehre von den zwei Naturen in einer Person, die amtliche Übermittelung der Gnade durch stoffliche Elemente unter der Obhut einer geweihten Körperschaft; das zweite Kommen Christi zur Auferweckung der Toten und zur Scheidung der Schafe von den Böcken im Weltgericht — das alles ist die Frucht einer mythischen Literatur, messianischer Träume, pharisäischer Theologie, rituellen Aberglaubens oder auf Volksgunst beruhender Menschenvergötterung. Und diese leeren Einbildungen nehmen die Glaubensbekenntnisse so völlig ein, dass ein moralisches oder geistliches Element ausser „der Vergebung der Sünden“ keinen Einlass findet.“

Martineau kommt also zu dem Schluss, dass Jesus Christus von vornherein missverstanden worden sei; dass das Christentum von Anfang an auf einer falschen und irrtümlichen Auslegung seines Stifters beruhe, und dass von allem, was man in den von den Vätern und Konzilien verfassten und Jahrhunderte hindurch von Millionen Menschen bei den feierlichsten Handlungen gebrauchten Glaubensbekenntnissen festzusetzen versucht hat, nur ein einziger Satz richtig, alles übrige aber ein abergläubisches Gemisch sei. Wenn dies wirklich der Fall wäre, welche Hoffnung könnten wir dann wohl heutzutage haben, das Christentum verstehen zu lernen? Die Menschen unsres gegenwärtigen Zeitalters sind auch nur Menschen; wir können uns nicht schmeicheln, tieferdringende Geisteskräfte und aufrichtigere Herzen zu haben, als sie in den Jahrhunderten vor dem unsrigen der Auffassung des Christentums gewidmet worden sind; und wenn diese durchaus fehlgegangen sind, wie können wir dann auf guten Erfolg hoffen? Wenn Christus und Seine Lehre fast zwei-

tausend Jahre hindurch so gänzlich missverstanden worden sind, so würde es, wie ich zu behaupten wage, besser für die Menschheit sein, Ihn gänzlich fallen zu lassen und einen neuen Anfang zu machen, ohne sich mit einer Geschichte zu befassen, die sich als eine so missverständliche erwiesen hat.

Wir verlangen nicht, dass man glaube, es seien keine Fehler gemacht worden. Im Gegenteil, die menschliche Schwachheit hat dem Irrtum nur zu oft Eingang gewährt, und die menschliche Sünde hat die Geschichte durch Zeiten erschrecklicher Verderbnis befleckt. Es ist kein Wunder, dass man nicht immer die Wahrheit gefunden hat; denn häufig hat man sie nicht um ihrer selbst, sondern um des eigenen Vorteils willen gesucht. Auch Päpste und Konzilien waren Menschen. Aber wenn Menschen aufrichtig die Wahrheit suchten von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte, ist es dann wohl glaublich, dass sie irrten, gänzlich irrten? Wir wagen im Gegenteil zu behaupten, dass Gott niemals gesagt hat: „Suchet Mich vergebens," und dass Christus den Aufrichtigen und Demütigen stets zugänglich gewesen ist. Die Kirche hat nicht mit gänzlichem Missverständnis ihres Herrn begonnen, und es ist kein falscher Messias gewesen, den sie den Jahrhunderten verkündigt hat. Es hat eine Lehrentwicklung gegeben, wenn sie auch keine ununterbrochene war, wie die römisch-katholische Kirche meint. Es hat eine apostolische Aufeinanderfolge gegeben. Christus hat Seine Sache nicht verlassen, als Er die Welt verliess. Er ist in jedem Zeitalter gegenwärtig gewesen, wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt waren. Sein Geist hat alle belebt, getröstet und geleitet, die sich nach Seinem Beistande sehnten, und die Religion Jesu wird heute besser verstanden, als sie je zuvor verstanden worden ist. Beinahe 2000 Jahre hindurch ist das Christentum das belebende Element der Geschichte gewesen. Es hat das Menschengeschlecht von der niedern Stufe des Heidentums zu den Höhen emporgehoben, auf welchen es jetzt wandelt; es hat dem gewöhnlichen Manne das Gefühl seiner Würde als eines Kindes Gottes verliehen und den Stand der Frauen und der Kinder zu dem Ansehen gebracht, dessen sie sich jetzt erfreuen; die Nationen, welche sich Christi Lehre angeeignet haben, nehmen in der Kulturentwicklung die vordersten Reihen ein. Die feinsten Geister der modernen Welt haben die Vernünftigkeit des Christentums anerkannt, und die besten Charaktere haben sich von seinem Geiste treiben lassen.

III.

Eine dritte Grundlage, auf der man die christliche Gewissheit aufbaut, ist die christliche Erfahrung.

Die Zeitgenossen und Anhänger der Reformation wussten sich von der Herrschaft der Tradition befreit und erfreuten sich der unmittelbaren Berührung mit den wirklichen Gegenständen des Glaubens in einem solchen Grade, dass es für sie nicht leicht war, genau zu ermessen, wie weit die neue Bewegung sie führen werde, und es ist kein Wunder, wenn die Feuergeister die Grenzen überschritten, welche der menschlichen Natur gesetzt sind. Einige gingen so weit, dass sie glaubten, mit einer inneren Erleuchtung ausgestattet zu sein, die selbst die Bibel weit hinter sich liess.

Wir leben in der Zeit des Geistes, sagten sie, und wenn der Geist die Propheten und Apostel, welche die Bibel geschrieben haben, erleuchtet hat, warum sollte er uns nicht noch höhere Offenbarungen eingeben? Welcher Grund ist vorhanden, den Kanon der Offenbarung für abgeschlossen zu halten? eine solche Grenze zu stecken, ist lediglich ein Akt des Unglaubens; wenn wir Glauben haben, so ist die Hand des Allmächtigen nicht kurz geworden. Ebenso gibt es auch heutzutage noch Leute, welche fragen, warum man annehmen solle, dass die Zeit der Wunder vorüber sei? Wenn in den ersten Zeiten durch die Hand der Apostel Zeichen und Wunder gewirkt worden sind, um dem Christentum einen Weg zu bahnen, warum sollte die Religion Christi jetzt, wenn sie in ein neues Gebiet einzudringen sucht, nicht von denselben beglaubigenden Erscheinungen begleitet sein? Wenn Jesus in den Tagen Seiner Erniedrigung Herrschaft über die Krankheit besass und Gesundheit verbreitete, wohin Er kam, warum sollte Er nicht jetzt vom Himmel her dieselbe Macht ausüben? Hat Er nicht gesagt, als Er die Erde verliess: „Wer an Mich glaubet wird die Werke auch tun, die Ich tue, und wird grössere denn diese tun; denn Ich gehe zum Vater?“ Es ist leichter dergleichen Fragen zu stellen, als sie zu beantworten. Doch es scheint in der göttlichen Weltregierung zu liegen, dass wir nach dem apostolischen Zeitalter eine höhere Offenbarung nicht mehr zu erwarten haben. Die Offenbarung des Vaters und der Heilsweg durch Christum haben einen Abschluss gefunden, dem nichts hinzugefügt zu werden braucht. In gewissem Sinne steht die Bibel für immer über der Erfahrung; es ist stets mehr in der Bibel, als irgend jemand aus ihr herausgenommen hat, und unser Heil liegt darin, dass wir mit ihrer Fülle je mehr und mehr erfüllet werden.

Weniger anmassend klingt es, wenn man den Anspruch erhebt, der Periode nach dem apostolischen Zeitalter an Erfahrung überlegen zu sein. Warum sollten wir nicht auf einen reicheren Segen und eine hellere Erkenntnis hoffen, als sie einem Augustin, einem Thomas von Aquino oder einem Calvin beschieden war? In dem Protestantismus ist eine starke Neigung vorhanden, die Bedeutung der Periode zwischen dem Abschluss des Kanons und der Reformation zu ignorieren; und ich habe bereits auf das Bestreben hingewiesen, von dem man jetzt so viel hört, zu Christo zurückzukehren und das, was in der Zwischenzeit über Ihn gelehrt ist, zu übergehen. Allein bei solchem Geiste der Verachtung anderer dürfte die Forschung nach der Wahrheit schwerlich erfolgreich sein. Das Christentum ist eine einigende, nicht eine das Zusammengehörige trennende Macht. Es ist keine Privatmeinung, sondern bringt dem Einzelnen eine Erfahrung zum Bewusstsein, die er mit andern teilt. Das Leben des Einzelnen hängt nicht nur von der geistlichen und natürlichen Gemeinschaft ab, der er angehört, sondern das Leben der Gemeinschaft ist auch weit reicher, als das irgend einer einzelnen Person je sein kann, und bildet somit für die letztere stets ein Ziel, dem sie nachzustreben hat. Die Anmassung, die für sich bleiben und nicht anerkennen will, was andere erreicht haben, rächt sich durch Verarmung. In der Philosophie hat man oft den Versuch gemacht, das Bewusstsein des Individuums zum Massstab der Wahrheit zu setzen; allein eine Psychologie, welche verkennt, dass es auch Menschen gibt, die ein an-

deres Bewusstsein haben als das Individuum, ist ein Truggebilde und zu intellektueller Unfruchtbarkeit verurteilt. Dies gilt ganz besonders auf dem Gebiete der Religion, deren Wesen geradezu aus Liebe und Gemeinschaft besteht.

Trotz aller Übertreibungen und Gefahren aber hat das Individuum in der Religion sein gutes Recht und die persönliche Erfahrung ihren einzigartigen Wert. Es gibt eine Gewissheit, die ihren Grund darin hat, dass man selbst „geschmeckt und gesehen“ hat, und der man auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, von dem niedersten bis zum höchsten, den Vorzug gibt vor jener anderen, die auf dem blossen Hörensagen beruht. Jedermann erkennt den Unterschied zwischen einem Manne, der sich bloss ein theoretisches Wissen von einer Kunst angeeignet hat, und dem Manne, der dieselbe jahrelang praktisch ausgeübt hat. Es ist etwas ganz anderes, ob man das, was Liebe ist, durch die Lektüre von Romanen lernt oder dadurch, dass man liebt und geliebt wird. Ebenso ist die religiöse Erkenntnis auf Grund persönlicher Berührung mit den Gegenstände des Glaubens ganz anders als die, welche lediglich auf dem Zeugnis anderer beruht; und das wahre Ziel aller Zeugnisse über die religiöse Erkenntnis kann nur dies sein, uns dahin zu führen, dass wir uns diese Erkenntnis auf dem Wege der Erfahrung selbst aneignen. Sowohl die Bibel als auch die Kirche hat man nur allzuoft so dargestellt, als ob sie Forderungen an uns stellen —, insbesondere die Forderung, bei Strafe der Verdammnis das zu glauben, was sie uns lehren. Eine weit richtigere Auffassung beider dürfte es sein, wenn man sie sich dem Menschen mit der Verheissung nahen lässt, dass er Gott finden werde, wenn er Ihn sucht. Von den Propheten und Aposteln, von den „Vätern“ und „Doktoren“ haben wir das Zeugnis überkommen, dass, wenn sie in ihrer Sünde und ihrem Elend ihre Hände emporstreckten, sie nicht einen leeren Raum, sondern einen lebendigen Gott und Heiland fanden; ihr Zeugnis aber hat nicht den Zweck uns zu veranlassen, dass wir das, was sie für wahr gehalten haben, als unser Glaubensbekenntnis annehmen, sondern es soll vielmehr bewirken, dass wir in der Not unsres Lebens und in dem Bewusstsein unsres Elends unsre Augen zu den Bergen mit der Zuversicht aufheben können, zu finden, was sie gefunden haben. Und wenn wir es dann gefunden, so werden unsre Eindrücke von der Wirklichkeit und dem Segen dessen, was wir gefunden, dieselben sein wie die ihrigen. Was wir auf diese Weise erfahren, mag durch ihr Zeugnis vermittelt sein, aber es ist dennoch insofern unmittelbar, als Seele und Gott, Sünder und Heiland in direkte Berührung kommen. Wenn wir so den Segen der Gemeinschaft mit Gott und unserm Heiland an uns erfahren haben, dann können wir jedem Zeugnis, selbst der Bibel gegenüber sagen: „Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen; wir haben selber gehöret und erkannt, dass dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“

Diese persönliche und unmittelbare Berührung mit der geistlichen Welt selbst und nicht bloss mit dem Bericht irgend einer Autorität, ist das Geheimnis der Religion. Wir sollten beständig in der Erfahrung wachsen, denn in Gott ist stets mehr, als sich irgend jemand zu eigen gemacht hat; und noch keiner hat die un-

ermesslichen Schätze erschöpft, die in Christo verborgen liegen. Diese christlichen Erfahrungen entsprechen den Aussagen der Bibel und den Glaubenssätzen der Bekenntnisschriften; sie sind die in Speise und Trank verwandelte Bibel und Glaubensbekenntnisse, sodass sie Bein von des Menschen Bein und Fleisch von seinem Fleisch werden können. Dies ist die Gewissheit, von der Luther zu sagen pflegte, dass es auf dem Sterbebette nicht genug sei, selbst durch den Engel Gabriel versichert zu werden, dass unsre Religion wahr sei, wir müssten dessen so gewiss sein, wie dass drei und zwei fünf ist oder dass eine Elle länger ist als eine halbe, selbst wenn die ganze Welt erklärte, dass sie falsch sei.

Die durch persönliche Erfahrung erlangte Gewissheit ist so vollkommen, dass einige sie von jeder andern Autorität für unabhängig erklären. Wenn ich, denken sie, in meiner Sünde und meinem Elende von einer übernatürlichen Befreiung gehört habe und dieses Zeugnis annehme und Hilfe suche, wo sie zu finden ist, so habe ich meinen Gott und Heiland erlangt, der so wirklich und unschätzbar ist, dass ich mir jeden Tag zuflüstere: „Nicht die Hälfte ist mir gesagt worden“, — welchen Wert kann dann für mich noch die Autorität derer haben, die mich belehren, dass eine solche Erfahrung möglich sei? Die Erfahrung selbst macht jede andere Bekräftigung überflüssig. Es ist sogar denkbar, dass falsche Zeugen den Weg zu einem verborgenen Schatze anzeigen; wenn aber der Schatz gefunden ist, was tut es dann noch für den glücklichen Finder, wenn ihm hinterher gesagt wird, dass der Charakter der Wegweiser ein zweifelhafter sei. Ebenso sage ich, was gehen mich die Beweise gegen die Autorität der Schrift und der Kirche an, wenn ich mich der Erlösung erfreue und den Heiland von Tag zu Tage lieber gewinne?

Diese Art der Beweisführung scheint unangreifbar zu sein, allein ich glaube doch, dass sie eine schwache Seite hat. So fest ich auch an die Kraft der persönlichen Erfahrung und die daraus unmittelbar hervorgehende freudige Gewissheit glaube, so habe ich mir diese Gewissheit doch noch nie als eine dauernde denken können, falls die in den Evangelien berichteten Tatsachen gänzlich untergraben würden — wenn z. B. nachgewiesen werden könnte, dass die übernatürliche Geburt und die leibliche Auferstehung des Herrn Legenden seien.

Andrerseits jedoch bildet die auf persönlicher Erfahrung beruhende Gewissheit die stärkste Stütze sowohl für die Autorität der Kirche, die als die Geburtsstätte des eigenen geistlichen Lebens anzuerkennen ist, als auch für die Autorität der Bibel, dieser Urzeugin für das Vorhandensein jener Kräfte, die man sich angeeignet hat. Diese Gewissheit kann in der Tat so fest sein, dass sie gegen alles, was der Autorität der Kirche oder der Glaubwürdigkeit der Bibel zuwider ist, ein begründetes und durchaus gerechtfertigtes Misstrauen erzeugt.

Es gibt Tausende von Christen, denen nichts in der Welt gewisser ist als ihre religiöse Erfahrung, die mit jedem Jahre ihres Lebens fester wird. Sie gehen von einer Verheissung und Aussage der Schrift oder der Glaubensbekenntnisse zur andern und finden sie für wahr, nicht in dem Sinne, dass sie wissenschaftlich beglaubigt oder logisch begründet sei, sondern in dem Sinne, dass alles, was über Christum versichert wird, bei Ihm zu finden ist. Die Möglichkeit, dass dieser Hei=

land sich als unwirklich erweisen möchte und der biblische und kirchliche Bericht über Ihn falsch sein könnte, wird für sie von Tag zu Tage undenkbarer. Die ganze Wahrheit, Glückseligkeit und Herrlichkeit des Lebens beruht einfach darauf, dass man das, was die Bibel berichtet und die Kirche lehrt, in seine Erfahrung aufnimmt. Die Verleugnung des lebendigen Christus ist gleichbedeutend mit der Verleugnung des Lebens selbst; denn „nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“

* * *

Es ist leicht ersichtlich, zu welchem Schlussergebnis uns dieser Gedankengang führt. Die Bibel hat man die Grundlage der Religion der Protestanten genannt; in demselben Sinne kann man die Tradition die Grundlage der Religion der Katholiken nennen; und neuerdings sind viele geneigt, als einzige und genügende religiöse Grundlage lediglich die persönliche Erfahrung anzuerkennen. Allein jede dieser drei Ansichten ist einseitig. Die Gewissheit, von welcher die Religion abhängt, ist ein dreisträngiges Tau, und es ist ein Fehler, wenn man das ganze Schwergewicht an einen Strang zu hängen versucht. Ich will nicht sagen, dass die drei Grundlagen alle gleich fest und sicher seien. In gewissem Sinne ist die Autorität der Bibel die höchste, und in gewissem Sinne übersteigt die Autorität der Kirche die Erfahrung des Einzelnen; während andrerseits in der persönlichen Erfahrung eine Gewissheit liegt, die eine grössere Sicherheit gewährt als alle äusseren Autoritäten. Allein die drei Grundlagen gehören zusammen: was in der heiligen Schrift offenbart, durch die Kirche bezeugt und vom Einzelnen persönlich erfahren wird, das ist religiöse Wahrheit.[1])

Stalker-Gast.



Empirische Teleologie.[2])

Es ist bekanntlich eine unter den jüngeren Naturforschern von heute weit verbreitete Überzeugung, dass die Darwin'sche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl immer mehr von ihrem Anspruch verloren hat, als der wahre Zauberschlüssel zur Erkenntnis der geheimnisvollen Bildungsgesetze der lebenden Natur gelten zu dürfen. Diese Lehre, die mit der „mechanischen“ Auffassung der Lebensvorgänge im engsten Zusammenhange steht und ihrem wesentlichen Inhalt nach besagt, dass richtungslose mechanische Kausalgesetze das formbildende Prinzip in der lebenden Natur seien, hat gerade in jüngster Zeit so scharfsinnige und ins Einzelne gehende Kritik

1) Dieser Aufsatz ist die Antrittsrede von Prof. Dr. Stalker bei Übernahme des Lehrstuhls der Kirchengeschichte am United Free College in Aberdeen am 15. Oktober 1902. Die deutsche Übersetzung ist von W. Gast. Sie ist für unseren Zweck gekürzt.

2) Im Anschluss an Paul Nikolaus Cossmann, Elemente der Empirischen Teleologie. Stuttgart, A. Zimmers Verlag. 1899.

erfahren, dass sie von vielen neueren Naturforschern teils ganz aufgegeben ist, teils nur noch unter wesentlichen, sie geradezu aufhebenden Einschränkungen verteidigt wird.[1]) Und zwar sind es nicht nur die „Philosophen", die ja immer etwas der „Spekulation" verdächtig waren, sondern gerade Naturforscher — z. B. der Botaniker Reinke, die Zoologen Pauly (München), Dreyer, Driesch und der treffliche Gustav Wolff —, die auf Grund sorgfältiger Kritik und Beobachtung zur völligen Verwerfung dieses darwinistischen Hauptsatzes gelangt und von der Notwendigkeit überzeugt sind, der Besonderheit der organischen Natur in der Annahme besonderer Gesetze des organischen Geschehens Ausdruck zu geben. Diese Naturforscher sind überzeugt, dass die Kausalbetrachtung und -Erklärung zur Erkenntnis der lebenden Natur und ihrer Gesetze nicht genügt, dass vielmehr die teleologische Erklärung, welche die organischen Vorgänge und Gebilde unter dem Gesichtspunkt des Zweckes (bezw. der „Zielstrebigkeit") betrachtet, zur Erkenntnis dieses Naturgebietes nicht zu umgehen ist. Dieser Gedanke ist unter den verschiedensten Formen in der Wissenschaft der letzten Jahre aufgetaucht; am entschiedensten hat ihn wohl Reinke in seinem schönen Werk „Die Welt als Tat" ausgesprochen.

Unter den Anhängern der Zuchtwahllehre und überhaupt der Alleingiltigkeit mechanischer Betrachtung hat diese Gegenbewegung natürlich lebhaften Widerspruch hervorgerufen, der allerdings, — wie schon früher — von erheblichen Missverständnissen nicht frei war. Zunächst legte man dem „Zweck"gedanken, wie ihn diese auffassten, vielfach einen ganz andern Sinn unter als er von jener Auffassung vertreten wurde. Man schob jenen „Teleologen" den Glauben an eine in der Erfahrung nicht auffindbare, allgemeine und unbegrenzte Zweckmässigkeit unter, der in naiveren Zeiten allerdings öfters vertreten wurde und den schon Schiller mit dem treffenden Scherz verspottet hat, dass nach Ansicht dieser Leute die Korkeiche vom lieben Gott erschaffen wurde um den Menschen zu den Weinflaschen auch gleich die Pfropfen zu liefern. Von einer solchen Zweckmässigkeit geht die erwähnte biologische Richtung natürlich nicht aus. Die von ihr behauptete Zweckmässigkeit ist in bestimmte Grenzen gebannt und in angebbarer Richtung tätig. Auf einem Missverständnis beruht auch das auf mechanistischer Seite viel gebrauchte Schlagwort, dass „nur Angabe einer Ursache eine wissenschaftliche Erklärung" sei, soweit es sich gegen die teleologische (Zweckmässigkeits-) Betrachtung wendet. Denn nicht diese, sondern den Glauben an das Wunder schliesst dieser Satz in Wahrheit aus. Wollten die Teleologen das Wunder wieder in die Naturwissenschaft einführen, so würde der vielgemachte Einwand, dass die Teleologie ein wissenschaftliches asylum ignorantiae (d. h. eine Zukunftsstätte der Unwissenheit) sei, sie freilich mit Recht treffen;[2]) aber davon ist ja die neuere Teleologie weit entfernt, die im Gegenteil ein weiteres Erklärungsprinzip neben ein zwar fundamentales, aber

---

1) Vergleiche: E. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus. Stuttg., M. Kielmann, 1902.

2) Damit kann natürlich „der Glaube an das Wunder" auf religiösem Gebiet nicht berührt werden. Aber auf dem Gebiet der Naturwissenschaft hat das „Wunder" als Erklärung einer Erscheinung natürlich keine Spur von Berechtigung. D. H.

für die organische Natur nicht ausreichendes Prinzip in die Naturwissenschaft einführen will.

Die Notwendigkeit, ein gesundes teleologisches Betrachtungsprinzip in die Naturwissenschaft einzuführen, ist in der Tat so offenkundig, dass die mechanische Theorie gar nicht so lange den Schauplatz hätte behaupten können — wenn nur jenes andere Prinzip in genügend sicherer Formulierung ausgesprochen und begründet worden wäre. Die Vertreter jener antimechanistischen und antidarwinistischen Richtung leisteten als Kritiker ganz Vorzügliches, so dass z. B. die darwinistische Zuchtwahllehre trotz aller Rettungsversuche von Weissmann u. a. kaum noch Aussicht hat sich von den schweren Wunden wieder zu erholen, die ihr die scharfe Klinge Gustav Wolffs u. a. geschlagen hat; eine positive, erkenntnistheoretisch hinreichend begründete und methodisch umfassende biologisch-teleologische Theorie ist dagegen von jener Seite, von einzelnen Ansätzen abgesehen, nicht gegeben worden. Gerade das aber wäre hier nötig gewesen; nicht nur, weil es ganz allgemein in der Wissenschaft wichtiger ist zu zeigen: „dies kann aus dem und dem Grunde so sein" als nur zu behaupten: „dies ist so" —, sondern auch, weil sich der Widerstand gegen die „Zielstrebigkeit" in der organischen Natur immerhin auch auf ein philosophisches Prinzip, nämlich den Glauben an die Alleingiltigkeit der Kausalerklärung stützte. Offenbar kann nur eine auf breitester philosophischer Grundlage ruhende Untersuchung diese Aufgabe lösen.

Die „Empirische Teleologie" von P. N. Cossmann tritt nun mit dem Anspruch auf, diese in der Entwicklung der heutigen Wissenschaft von der lebenden Natur überall fühlbare Lücke auszufüllen. Es ist der Versuch, die Teleologie streng empirisch, d. h. durch Erfahrung, also unter Ausschluss jeder leeren Spekulation und unter stetem Hinweis auf die Tatsachen zu begründen; und es führt diesen Gedanken von allgemein-wissenschaftlichen Erwägungen, die sich auf die Abgrenzung der lebenden von der unbelebten Natur beziehen, in stenger Methodik bis zu dem Punkte durch, wo nach der Ansicht des Verfassers der Erkenntnis teleologischer Zusammenhänge bestimmte, wissenschaftlich unüberschreitbare Grenzen gezogen sind. Den Gedankengängen dieses Buches dürften daher unsere naturwissenschaftlich und philosophisch interessierten Leser um so eher folgen wollen, als der Verfasser sich nicht nur als gründlich geschulter Erkenntnistheoretiker erweist, sondern auch überall gründliche und umfassende Kenntnis der Naturwissenschaften an den Tag legt. Gerade der Mangel an diesen letzteren war es ja, der dies vielfache Ankämpfen der Fachphilosophen gegen die mechanistisch-darwinistischen Trugschlüsse bisher so unfruchtbar machte.

Wenn in der Tat, wie oben behauptet, der teleologische (d. h. zwecksetzende) Charakter der Lebensvorgänge deren unterscheidendes Merkmal ist, so muss diese Tatsache dem Bewusstsein der wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Welt stets mehr oder minder bewusst gegenwärtig gewesen sein; denn trotz aller Behauptungen, dass organische und nichtorganische Vorgänge „im Grunde ganz gleichartig" seien, hat die Praxis wie die Wissenschaft stets im Gegensatz zu dieser blossen Annahme die beiden verschiedenen Welten des Lebenden und Unbelebten

streng geschieden. Es muss daher auch möglich sein, die Anerkennung dieser Tatsache im Munde biologischer Forscher wie im Betriebe der Wissenschaft selbst nachzuweisen. Cossmann führt diesen Nachweis, indem er einerseits zahlreiche, ausserhalb jeder theoretischen Erwägung und sozusagen naiv gemachte Auslassungen hervorragender Naturforscher anführt, denen unbestreitbar typische Geltung innewohnt, und welche sämtlich eine Art Zweckmässigkeitscharakter — allerdings zumeist ohne diesen näher zu bestimmen — als das eigentliche Merkmal der Lebensvorgänge behaupten; andrerseits indem er zeigt, dass auch die Gliederung und Abgrenzung der Lebenserscheinungen tatsächlich durch Einteilungsgründe bestimmt wird, welche der offiziell in der Regel bestrittenen, teleologischen Betrachtung entnommen sind. Die Beispiele, die er gibt, sind natürlich ins Unbegrenzte vermehrbar, zeigen aber auch so schon dem Unbefangenen zur Genüge, dass die teleologische Betrachtung der Lebensvorgänge, mag die mechanistische Theorie ihre Berechtigung noch so sehr bestreiten, tatsächlich der biologischen Wissenschaft in Theorie und Praxis zu Grunde liegt. Dass es, wie gegen die wissenschaftliche Zweckbetrachtung so vielfach eingewandt wird, doch auch andrerseits im Organismus unter Umständen auch unzweckmässige Vorgänge und Gebilde gibt, ist in Wahrheit nicht nur kein Einwand gegen, sondern einer der stärksten Beweise zu Gunsten der teleologischen Betrachtung; denn offenbar liegt doch darin, dass uns „Unzweckmässigkeiten" in und an der organisierten Substanz überhaupt und gar als etwas Merkwürdiges und Besonderes auffallen, der Beweis dafür, dass wir in diesem wie in allen Fällen mit teleologischen Betrachtungen und Erwartungen an den Organismus herangetreten sind. Dabei muss die Frage noch sehr offen gelassen werden, ob nicht ein gutes Teil dieser „Unzweckmässigkeiten" sich bei näherem Zusehen als unbekannte Zweckmässigkeiten herausstellen möchte; man denke nur an die Milz oder die Schilddrüse, die einstens gleichfalls zu den teleologisch zweifelhaften, bezw. „zwecklosen" Organen gerechnet wurden.

Der Begriff der Zweckmässigkeit — immer zunächst auf einen und denselben Organismus bezogen — muss daher natürlich auch allen Begriffen zu Grunde liegen, die wir nur in bezug auf Vorgänge und Gebilde in der organischen Natur gebrauchen, z. B. den Wechselbegriffen „gesund — krank", „normal — abnorm" u. s. f.; ein krankhafter Vorgang, ein krankhaftes Gebilde ist beispielsweise im Sinne dieser Anschauung ein für den Zusammenhang der Funktionen eines Organismus nicht zweckmässiges Gebilde oder nicht zweckmässiger Vorgang. Eine „nur kausale" Betrachtung, wie sie die mechanistische Lehre der Wissenschaft zumutet, hätte überhaupt kein Recht zwischen „gesund" und „krank" u. s. w. zu unterscheiden; denn verursacht ist natürlich der eine Zustand so gut wie der andere.

Das Wesen der Zweckmässigkeit, bezw. einer zweckvollen menschlichen Handlung besteht nun bekanntlich darin, dass zur Erreichung eines bestimmten Endergebnisses gegebene mechanische Kräfte in bestimmter Weise ausgewählt und in Zusammenhang gebracht werden; oder, was dasselbe sagt, die der Erreichung eines Zweckes dienenden „Mittel" sind, wo der gleiche Zweck unter verschiedenen Bedingungen erstrebt wird, verschieden. Wenn daher den Lebenserscheinungen das

Merkmal der Zweckmässigkeit mit Recht zugeschrieben werden soll, so muss in der belebten Natur als typischer Vorgang die Erscheinung nachweisbar sein, dass das gleiche Endergebnis bei verschiedenen äusseren und inneren Lebensbedingungen von Organismen gleicher Art auf verschiedene Weise erreicht wird, beispielsweise durch verschiedene Gestaltung entsprechender („homologer") Organe. Tatsächlich sehen wir denn auch in der lebenden Natur dieses „teleologische" Gestaltungs- und Reaktionsprinzip, nicht etwa als merkwürdige Ausnahme sondern im Gegenteil als den regelmässigen Fall, fort und fort verwirklicht. Alle „Heilbestrebungen" erkrankter Organismen, alle Fälle von „Regeneration", Anpassung, Mimikry (d. h. Nachäffung) u. s. f. gehören hierher; ist doch die ganze „Anpassung", diese „crux" der mechanistischen Naturbetrachtung, in Wahrheit nur ein Verlegenheitsmittel, eigens erfunden, um die offiziell geleugnete Teleologie, die sich der Theorie zum Trotz allenthalben aufdrängt, durch eine Hintertür wieder hereinzulassen. Zur genaueren Beleuchtung sei als klassischer „Paradefall" hier nur der berühmte Versuch Gustav Wolffs erwähnt. Dieser entfernte einem Wassersalamander die Linse des Auges; in diesem Falle konnte eine Regeneration (d. h. Wiederbildung) gar nicht auf demselben Wege erfolgen wie die erstmalige Bildung dieses Organs, weil dann die betreffenden Zellen andere, inzwischen gebildete Gewebsschichten zu durchwandern gehabt hätten. Erfolgte also überhaupt eine Regeneration der Linse, so musste der Organismus diese auf ganz neue Weise bilden; und einen neuen, und zwar den unter den gegebenen Bedingungen einfachsten, Weg wählte der Organismus in der Tat, indem nämlich aus den obersten Zellen der Iris die Farbstoffzellen verschwanden und aus Wucherungen derselben sich die Linse wieder neu aufbaute. Also direkte Organbildung in Analogie menschlicher Zwecktätigkeit, kein richtungsloses Variieren, kein Konkurrieren vieler Bildungen wie es die Darwin'sche Zuchtwahllehre verlangt! Oder man denke an die Umbildungen, die eine den geschützten Lagen unseres Kontinentalklimas „angepasste" Pflanze erfährt, wenn sie in ein fast regenloses Land, in alpine Höhen oder in Sumpfland gebracht wird! In solchen Fällen ist der „teleologische" Charakter (im oben dargelegten Sinne) der an der Pflanze vor sich gehenden Umbildungen gar nicht zu verkennen. Wenn man diesen Umbildungen den Namen „Anpassung" beilegen will, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden; nur muss man sich darüber klar sein, dass dieses Wort ein teleologisches Verhalten der Organismen einschliesst und dass überhaupt — was man so vielfach übersieht — zwischen dem Vorgang der „Anpassung" und dem Zustand der „Angepasstheit" an ihre natürlichen Lebensbedingungen, den wir bei allen Organismen finden, in bezug auf dieses teleologische Merkmal gar kein Unterschied besteht.

Die erwähnten Wolffschen Versuche sind auch noch in anderer Hinsicht lehrreich, um den Begriff der empirischen Teleologie, wie ihn Cossmann versteht, gegen naheliegende Missverständnisse zu schützen. Nicht immer wurden bei derartigen Versuchen, auch bei sehr regenerationsfähigen Tieren, die entfernten Organe wieder völlig ersetzt; es kam u. a. vor, dass an Stelle eines ausgenommenen Auges eine Antenne, d. h. ein Fühlorgan, trat. Man hat darin eine „Unzweckmässigkeit" er-

blicken wollen und dies Ergebnis gegen die Teleologie ausgespielt, aber offenbar mit Unrecht; denn auch die Antenne ist ein zur Orientierung in der Aussenwelt dienendes Organ, das bei vielen Organismen die Funktionen des Auges im Wesentlichen erfüllt. Es ist also damit lediglich die nirgends bestrittene Tatsache erwiesen, dass die Fähigkeit der Organismen, teleologisch ihre Gebilde zu schaffen bezw. zu regenerieren, beschränkt ist; diese Beschränkung liegt schon im oben skizzierten Begriff der empirischen Teleologie und bietet ihr zugleich ein höchst wichtiges, von der seitherigen Naturforschung nur sehr untergeordnet behandeltes Feld der Untersuchung dar, dessen systematischer Ausbau namentlich der Medizin von Wichtigkeit werden dürfte.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich zugleich, dass die teleologische Betrachtung keineswegs der Kausalbetrachtung widerspricht oder sie gar aufhebt. Jedes teleologische Geschehen hat, wie jeder Vorgang überhaupt, seine Ursache; wenn eine Pflanze oder ein Tier ein Organ so umbilden, dass der Gesamtorganismus dadurch einer erfolgten Veränderung seiner Lebensbedingungen „angepasst" wird, so ist eben die vorhergegangene Veränderung die Ursache der „Anpassung". Durch diese ursächliche Bedingtheit wird aber der zweckmässige Charakter der Anpassung im obigen Sinne offenbar in keiner Weise aufgehoben; die Frage nach dem „Warum" eines Vorgangs schliesst die nach dem „Wie" nicht aus. Kausale und teleologische Betrachtung, mögen ihre psychologischen Wurzeln noch so verschieden sein, sind in bezug auf das Gebiet der Lebenserscheinungen gleichgeordnete Erklärungsprinzipien. Cossmann drückt ihr Verhältnis in der Formel aus, dass der Kausalität „Allgiltigkeit aber nicht Alleingiltigkeit" zukomme.

Auf weitere wichtige und für das genauere Verständnis seines Gedankengangs unerlässliche Aufstellungen des Verfassers, z. B. die genauere schematische Formuliernng der biologischen Gesetze, den Begriff der teleologischen Komplikation, der teleologischen Synthese und anderes können wir hier nicht eingehen, ebensowenig auf die mannigfachen methodologischen Winke und Gesichtspunkte, die sich aus Cossmanns scharfsinnigen Ausführungen für Theorie und Praxis der gesamten biologischen Wissenschaft ergeben. Nach der theoretischen Seite sei hier nur noch erwähnt, dass Cossmann in der „teleologischen Synthese" die Grenze sieht, innerhalb deren die empirische Wissenschaft teleologische Zusammenhänge erkennen bezw. voraussetzen kann, und dass er jedes Überschreiten dieser Grenze, also natürlich auch jeden Zweckmässigkeitsbegriff im Sinne unbegrenzter Vollkommenheit, in das Gebiet der verantwortungslosen Spekulation erweist; nach der praktischen Seite, dass er als das wichtigste praktische Fach der teleologischen Biologie die Medizin zuweist. Über die genaueren Ausführungen des hier flüchtig skizzierten Gedankenganges des Verfassers wird man sich gerne in dem Werke selbst Rats erholen, auf das, als einen der gediegensten Beiträge zur Aufhellung eines im Mittelpunkt der heutigen Naturwissenschaft stehenden Problems, wir die Aufmerksamkeit aller, die sich für die dort behandelten Fragen interessieren, aufs nachdrücklichste hinlenken möchte.

C. Schneider.

Die Persönlichkeit Gottes.

IV.

Gott nach Massgabe der psychischen Lebendigkeit vorgestellt, ist, wie uns das in den allerweitesten Gebieten des religiösen Vorstellungslebens entgegentritt, ein abgrenzbares Einzelwesen neben der Welt, wie jedes andere im Raum an bestimmtem Orte weilend. Hieraus ergeben sich nun Schwierigkeiten auf Grund der Erweiterung des ptolemäischen zum kopernikanischen Weltbilde. Gottes Ort war vordem oben im Himmel; im Weltenraum unserer astronomischen Erkenntnis gibt es solch ein oben und unten nicht mehr. Die psychisch lebendige, räumlich abgrenzbare Gottpersönlichkeit ist ein heimatloser Fremdling in der Raumunendlichkeit, und das greift ihr gleichsam an's Leben.

Die in psychischer Art lebendig gedachte Gottpersönlichkeit hatte sich im Weltgeschehen durch eingreifende Einzeltaten auf Grund wechselnder Einzelentschlüsse bekundet; auch die Schöpfung der Welt geschah durch Einzelentschluss und Einzeltat. Im besondren vollzog sich ihre offenbarende Kundgebung an die Menschen durch ein jeweilen wiederholtes Eingreifen in das lebendige Getriebe der menschlichen Seelen-Persönlichkeiten. So lag in der Idee der psychischen Lebendigkeit Gottes eine anschauliche Beschreibung der äusseren Art und Weise seines Wirkens. Hier nun ist das Gebiet aller Schwierigkeiten gegen die Auffassung Gottes als lebendige Person auf Grund der zunehmenden Erkenntnis der Regelmässigkeit alles Geschehens, der allmählichen Entwickelung des Daseins im Grossen und im Kleinen, der menschlich geschichtlichen Art der Religion und der Wirksamkeit der in den Dingen liegenden Kräfte. Die Aufeinanderfolge der Ereignisse in Natur und Geschichte von den ersten uns erkennbaren Anfängen an sieht garnicht so aus, als wirke dahinter letztlich bestimmend eine psychische Lebendigkeit, die alles nach bestimmten Einzelentschliessungen ordnet und zurechtrückt. — So widerstrebt also unser modernes Weltbild durchweg derjenigen Auffassung des göttlichen Waltens, welche mit der psychischen Persönlichkeit Gottes gegeben ist; und immer liegt es daran, dass in der Idee der psychischen Lebendigkeit eine bestimmte anschauliche Beschreibung von Gottes Sein und Handeln beschlossen liegt.

Dergleichen anschauliche Beschreibung der Art und Weise des göttlichen Wirkens enthält die Idee der g e i s t i g e n Persönlichkeit und Lebendigkeit Gottes n i c h t. Es liegt in dieser Idee vielmehr lediglich die Überzeugung, dass in dieser ganzen Welt ein allmächtiger Wille herrscht, der in allem Geschehen wirksam geistige Persönlichkeiten schafft, die sich von ihm und zu ihm geschaffen wissen. Alle räumliche Unendlichkeit der Welt, alle Regelmässigkeit des Geschehens, alle schrittweise Entwickelung, alle Wirksamkeit natürlicher und seelischer Kräfte, alle Geschichtlichkeit des Religionslebens vermag dieser Überzeugung nichts anzuhaben, dass in allen diesem Geschehen vom tiefsten Grund her dieser ewige Persönlichkeitswille seinen ewigen Zweck wirkt. Denn w i e er das wirkt, in welcher Weise sich sein Wirken äusserlich darstellt, darüber enthält diese Überzeugung keine Aufstellungen, die mit irgend welcher Auffassung des Weltgeschehens in Widerspruch geraten könnten.

So betreffen also jene Schwierigkeiten nicht die Überzeugung von der geistigen Persönlichkeit Gottes, sondern nur die anschauliche Vorstellung seiner psychischen Lebendigkeit. Ist aber jenes Erstgenannte das Wesen des christlichen Gottesglaubens, so wird dieser von den Schwierigkeiten, die uns hier beschäftigen, eigentlich nicht berührt. —

V.

Wie aber steht es mit jenem andern, mit der lebendigen Persönlichkeit Gottes im Sinne der psychischen Anschaulichkeit? Wir erklärten sie oben als eine Auffassung Gottes, die unterchristlicher Art der Frömmigkeit entwachsen und für solche wesentlich ist. Soll das wirklich heissen, für unsere christliche Frömmigkeit komme es darauf gar nicht an, diese Vorstellungen seien für sie ganz nebensächlich, und wenn der christlich Fromme in Gott doch immer wieder Züge jener psychischen Lebendigkeit suche, so bediene er sich nur jenes allgemeinen religiösen Sprachgebrauchs gleichsam auf Grund alter religiöser Gewohnheit, wie wir ja auch noch immer betend nach oben blicken, wiewohl wir Gott nicht ernstlich in einer bestimmten Richtung des Raumes suchen? Oder sind jene Vorstellungen doch auch für die christliche Frömmigkeit noch von tieferer Bedeutung? Mögen sie für unsern christlichen Glauben auch nicht mehr der eigentliche Kern der Gottesidee sein, wie etwa für eine unterchristliche Gottesbeziehung, vielleicht sind sie doch so etwas wie die den Kern der geistigen Persönlichkeit notwendig umhüllende Schale, wohl nicht das eigentliche Wesen des Gottesglaubens, aber auch nicht ein zu entbehrendes Beiwerk, sondern notwendiger Zusatz?

Fragen wir denn also: Bedarf die Idee der geistigen Lebendigkeit und Persönlichkeit Gottes aus irgend einem Grunde der anschaulichen Form der psychischen Lebendigkeit?

Es könnte etwa sein, dass sich von dieser geistigen Idee der lebendigen Gottpersönlichkeit aus eine Notwendigkeit ergiebt, sie in den Formen der psychischen Lebendigkeit zu fassen. Eine solche Notwendigkeit liegt nicht vor. Das Wesentliche dieser persönlichen Lebendigkeit Gottes besteht ja doch in der Stetigkeit seines heiligen und gnädigen Willens, der den ihm vertrauenden Menschen sicher zum Ziele führt. Warum soll das nicht ein in majestätischer Ruhe das Weltall durchwaltender Wille sein dürfen, der in sich keiner Wandelung und keiner wechselnden Entschliessungen bedarf, keiner Verschiebung der Zusammenhänge des Geschehens und dergleichen mehr? Wird dieser lebendige Gott wirklich dadurch tot, dass er sich nicht hin und her drehen und wenden und wandeln muss, sondern mit göttlicher Stetigkeit sein Werk tut? Hört diese Gottpersönlichkeit auf, Persönlichkeit zu sein, weil sie werdende Persönlichkeiten in einem grossen gewaltigen Zuge an ihr Herz empor zieht, ohne dazu vieler kleiner Manöver zu bedürfen wie ein Mensch?

Oder man meint, jene rein geistige Persönlichkeitsidee ganz für sich allein lasse Gott und Mensch nicht so innig und nahe zusammen kommen, wie es dem christlichen Gottvaterglauben entspräche. Es müsse auch zum Ausdruck kommen, dass sich der Vater um die kleinsten Nöte und Sorgen seiner Kinder kümmert und

auf ihre Bitten in solchen Dingen hört und danach handelt. Und eben darum seien dann alle jene Züge psychischer Lebendigkeit am Wirken Gottes doch unvermeidlich. — So, meint man denn wirklich, dass Gott und Mensch dann näher zusammen kommen, wenn die Nöte des alltäglichen Lebens des Menschen für Gott von ähnlicher Wichtigkeit werden, wie sie es für den Menschen sind? Des Christen Hauptsorge und vornehmste Angelegenheit soll ja doch sein das Wachstum des Gottes- und Geistesmenschen in ihm; das soll die beherrschende Angelegenheit seines Lebens werden. Dann aber liegt das innerste und innigste Zusammenkommen Gottes und des Menschen eben auf diesem Gebiete, oder sollte doch wenigstens hier liegen und nicht sonstwo. Daraus ergibt sich schon eine Einschränkung in der Wertung jener Anteilnahme Gottes an den alltäglichen Nöten des Menschen rein als solcher. Wirklich näher kommt Gott dadurch seinen Kindern nicht.

Es ist aber mit dieser Bemerkung jener Hinweis nicht schon abgetan. Denn das eigentlich religiöse Leben und Streben lässt sich nicht vom Alltagsleben des Berufs trennen, es soll ja vielmehr das ganze Berufsleben gerade unter diesen Gesichtspunkt treten. So ergibt sich freilich, dass Gott zu diesem ganzen Berufsleben in Beziehung treten muss. Dabei aber wird das beherrschende Motiv die Gewinnung und Festigung des geistigen Seins bleiben müssen; denn eben das ist ja das eigentliche Gebiet des Kindschaftsverhältnisses zu Gott. Das wird darin seinen Ausdruck finden, dass alles Wirken im Beruf und überhaupt jedes Ereignis des alltäglichen Lebens je nachdem unter dem Gesichtspunkt sei es der göttlichen Erziehung auf dieses Ziel hin, sei es der von Gott geforderten Selbsterziehung betrachtet wird. Irgendwelche Notwendigkeit, Gottes persönliches Wirken im Sinne der psychologischen Lebendigkeit zu fassen, ergibt sich aber von da aus nicht. Vielmehr eben unsere Lebensführung, wie sie tatsächlich verläuft, ist Gottes Wirken an uns, und unser Gebet ist das vornehmste Mittel, diese göttliche Erziehung zu erkennen und uns tätig und leidend in sie zu schicken. Diese Betrachtungsweise können wir auf die kleinsten Schickungen unseres Lebens ausdehnen, und es ergibt sich also von hier aus noch keine notwendige Erweiterung der geistigen Persönlichkeitsidee Gottes in der Richtung der psychischen Lebendigkeit. — Erst folgende Wendung ist dafür ausschlaggebend: Gott kümmert sich um die kleinsten Sorgen und Nöte seiner Kinder und handelt nach ihren Bitten. Dafür freilich muss er eine besondere Art der Lebendigkeit des Tuns besitzen, eben jene psychische, mit der er dem seelischen Wechsel im Menschen durch entsprechenden Wechsel entgegenkommt.

So stossen wir hier letztlich auf jenen Zusammenhang der auch ausserchristlicher Frömmigkeitsäusserung, dem freilich die psychische Lebendigkeit Gottes wesentlich ist. Und es soll auch gar nicht geleugnet werden, dass auch die christliche Frömmigkeit, wo sie sich in der Form unreflektierten unmittelbaren Gebetes betätigt, ganz unwillkürlich auf diese Vorstellungen von Gottes Lebendigkeit zurückgreift; und insofern ist diese Art der Vorstellung allerdings unabtrennbar auch von christlicher Frömmigkeit. Aber doch ist sie an ihr nur etwas Nebensächliches. Denn es ist lediglich das Bittgebet, welches in gleichsam naiver Weise solche Vorstell-

ungen einschliesst. Von jedem christlichen Gebete aber muss gefordert werden, dass es sich über die spezifische Form des Bittgebets erhebt zu kindlichem Vertrauen in Gottes Führung, wie sie sich auch gestalten mag. Das Bittgebet, soll es seine Aufgabe erfüllen, muss gerade über sich hinausführen. Das tut es aber nicht, wenn es bei dem Bewusstsein endet: „Das wird mir nun sicher werden", sondern nur dann, wenn es in wirklichem Vertrauen zu Gott und seiner tatsächlichen Führung mündet. Nur dann handelt es sich um einen religiösen Sieg des Menschen über sich selbst und ein Wachstum des geistigen Menschen. So ist also das eigentliche Bittgebet eine Übergangserscheinung des religiösen Lebens. Die es begleitenden Vorstellungen können darum nicht irgendwie der Substanz des religiösen Glaubens zugerechnet werden, sie sind vielmehr nur Begleiterscheinungen des religiösen Wachstums, die nur als solche und nicht darüber hinaus eine Bedeutung haben. Das heisst aber, sie haben nur subjektive Bedeutung. Dann aber liegt für uns keine Nötigung vor, in der Auseinandersetzung mit den Grundzügen des modernen Weltbildes die Spuren psychischer Lebendigkeit im Gottesbilde des Glaubens zu berücksichtigen. Wir haben es dabei vielmehr wirklich nur zu tun mit der geistigen Idee der Persönlichkeit Gottes, die von den uns hier beschäftigenden Schwierigkeiten garnicht berührt wird. Th. Steinmann.



Die Belgrader Mordnacht ist uns allen noch in lebhafter Erinnerung. Nichts ist wohl in den letzten Jahren so geeignet gewesen, Treue und Glauben zu vernichten, wie dieser an die Prätorianermorde des römischen Altertums gemahnende Treubruch von Offizieren. Er stellt auch die Metzeleien in Armenien und die Ereignisse in Südafrika in den Schatten. Angesichts solcher Dinge wird uns nur das eine einmal wieder klar: die Menschheit wird wahrhaftig nicht besser, aller Glanz unserer Zeit, die technischen Erfolge, alle jene Strahlen, die bis in Mark und Bein hineinleuchten, alle gutgemeinten Philosophien und ethischen Systeme, an denen doch die Gegenwart so besonders reich ist, — sie haben die Menschheit um keinen Deut im sittlichen Fortschritt gefördert. Man sage doch nicht immer: Ja, das sind ja Serben, so eine Art Halbwilde „drüben in der Türkei." O nein, wohl ging ein Schrei des Entsetzens durch die Welt, hat er denn aber vermocht, jene Bluthunde zu bändigen und ihnen das angedeihen zu lassen, was sie verdienen? Der verehrungswürdige, alte Kaiser von Österreich war der einzige, der die Sache beim rechten Namen nannte und der König von Rumänien der einzige, der mit Aufgabe seines Regiments die richtige Antwort auf den Mord gab, — Russland und Deutschland fordern nicht etwa offen, nein, nur durch die Presse, die Bestrafung der Mörder, und England macht einen schüchternen Versuch, mit Zurückziehen des Gesandten zu protestieren, und dann — ist alles beim Alten. Der neue König zieht auf den Schultern von Mord und Treubruch ins Land. Das serbische Volk, das sich schon vorher durch sein Verhalten bei dem Mord die Achtung der ganzen Welt verscherzt, jubelt ihm zu, und — die Diplomatie der ganzen Welt findet sich mit der Sache ab und erkennt damit die lästerlichen Worte des neuen Königs an, der da meint, die Krone aus Gottes Hand em-

pfangen zu haben. — Das offizielle Schweigen der Welt zu alledem ist ein ebenso trauriges Zeichen der Zeit wie die Tat selbst, die durch den Charakter der Ermordeten doch nicht entschuldigt werden kann.

Was soll man denn nun sagen, wenn die Sozialdemokratie angesichts solcher Dinge die heutige Gesellschaft als morsch und brüchig und für den Untergang reif darstellt? Ist es denn da noch zu verwundern, wenn die deutsche Arbeiterschaft den warmen Apell des Kaisers an ihre Ehre beim Tode Krupps damit beantwortet, dass sie bei den Reichstagswahlen 1 Million sozialdemokratische Stimmen mehr aufbringt?

Nein, wahrlich, die Menschheit ist in diesen Jahrtausenden, von denen ihre Geschichte berichtet, nicht besser geworden. Aha, ruft es nun aus dem roten Lager, also auch Euer gerühmtes Christentum hat sie nicht gebessert! Nun wohl, dann kann nur unsere neue Ordnung der Dinge helfen! — Ach, ihr armen Toren, Eure neue Ordnung ist im Hirn von Menschen geboren, und die soll Euch helfen? Aus sich heraus wird der Mensch eben nicht besser, und die Zeiten der Vergangenheit haben es mit unumstösslicher Gewissheit dargetan: solche Mittelchen, wie ihr sie habt, sind aus dem Menschen, stammen aus dem Staub, und das Staubgeborene erhebt den Menschen nie und nimmer zum Licht des Himmels. Zu ihm kann nur eine Hand emporziehen, die sich aus dem Himmelslicht selbst zur Menschheit hinabstreckt. Und sie hat sich hinabgestreckt: „Das Licht scheinet in der Finsternis, und die Finsternis hats nicht begriffen. . . . Er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“

Daran liegt es, Ihr Herren vom roten Glauben, nicht am Christentum, nicht an der Hand von oben, sondern an der Hand der Menschheit von unten. Wohl habt Ihr Recht: die heutige Menschheit ist vielfach vermodert und morsch — trotz aller neuzeitlichen Errungenschaften —, nun wohl, auch trotz des Christentums, das sie eben nicht versteht oder nicht kennt.

Helfen kann uns wieder nur die Hand von oben. Bessere soziale Verhältnisse, neue Gesellschaftsordnung, schöne Moral, edles Beispiel — Surrogate, alles Surrogate! Die alte Weisheit bleibt ewig neu: Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Darum hilft alles nicht, was von diesem menschlichen Herzen abstammt. Es hilft eben nur eine aussermenschliche Kraft, und die kann nicht von der Erde stammen, sondern nur von dem, der Welt und Mensch ins Leben rief; sie ist freie Gabe Gottes, in dem erschienen, den „die Seinen“ vor 1900 Jahren nicht aufnahmen und ach, auch heute noch zurückstossen.

Menschen, wann werdet Ihr in Eurer Finsternis das einzige Licht erkennen, das Euch selbst erleuchten kann?

* * *

Bekanntlich treiben bei uns die Gastwirte vielfach (in Berlin) eine gewaltige Agitation gegen die Sonntagsruhe auch in ihrem Geschäft. Wenn man sie hört, sollte man denken, die Welt müsse untergehen, weil die Herren wegen der Heiligung des Sonntags einige Schnäpse u. s. w. weniger verkaufen können. Interessant wäre es zu wissen, wie sie sich zu einem Gesetzesvorschlag stellen würden, der in Chicago ihr Kollege John Powers gemacht hat. Er beantragte im Senat, das Gesetz gegen den Verkauf von geistigen Getränken an Minderjährige dahin zu verschärfen, dass letztere jene auch nicht mehr für andere holen dürfen. Dem braven Mann ein „Heil!“

* * *

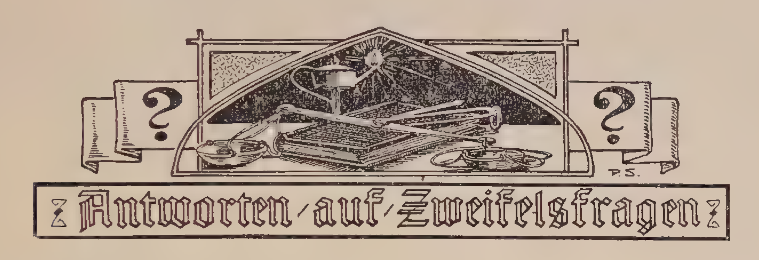
Wie weit die Korrelation der Organe, d. h. die gegenseitige Beziehung der Organe zu einander bei den Menschenrassen geht, zeigt eine Untersuchung von J. Kollmann (Archiv für Anthropologie, 1902, 1. und 2. Heft), bei der er nachweist, dass die breite Form der Hände nicht durch Arbeit bedingt, sondern Rassenmerkmal ist; jene macht die Finger dick, aber nie die lange Hand zur breiten; beide sind in allen Teilen verschieden gebaut, Gesicht- und Handskelett stehen in unverkennbarer Beziehung: die rein rassenhaften Breitgesichter haben breite, die Schmalgesichter schmale Hände.

* * *

Ein lustiges Beispiel dafür, wie man sich zu helfen weiss, bietet eine Bemerkung über das Sprachzentrum in der Klinisch-therapeutischen Wochenschrift 1902, Nr. 50. Berthonier-

Moulins behandelte einen Mann, der durch einen Unfall linksseitig eine schwere Schädel- und Gehirnverletzung davongetragen hatte, dieselbe ging von den Augenbrauen bis hinter die Ohrmuschel, eine Gehirnwindung war vollständig zerstört. Trotzdem wurde der Mann ohne jede Sprachstörung geheilt. Darob einige Verwirrung hinsichtlich der modernen materiellen Auffassung der Seele. Bald aber war das Rätsel gelöst. Der Mann war nämlich Linkshänder und er war auf die linke Seite gefallen, flugs wird die Lehre aufgestellt: für Linkshänder liegt das Sprachzentrum auf der rechten Hirnseite, für Rechtshänder auf der linken. Wenn nun doch einmal ein Rechtshänder den Herren den Gefallen tun und auf seine rechte Schädelseite fallen wollte; kann der dann auch noch sprechen, dann ist doch jener Satz sicherlich ein unfehlbares Gesetz!

E. Dennert.



Frage 5: Wie ist das göttliche Vorherwissen unserer Lebensschicksale, namentlich auch in der Ewigkeit (als Forderung von Gottes Allwissenheit) mit seiner alle Menschen umfassenden Liebe zu vereinbaren?

Prinzipiell sei bei dieser Frage vorerst darauf hingewiesen, dass uns Menschen mit unserem unzureichenden Erkenntnis- und Begriffsvermögen Gottes Wesen in vielen Punkten rätselhaft bleiben muss, desto rätselhafter, je weiter wir von der wahren, durch den heiligen Geist gewirkten Gotteserkenntnis noch entfernt sind. Gott werden wir erst in der Ewigkeit recht verstehen. Wenn also für manche Christen ein Widerspruch zwischen Gottes Allweisheit und Liebe in bezug auf die Menschen besteht, so müssen jene den Grund dafür vor allem in ihrem menschlich unvollkommenen Erkenntnis- und Begriffsvermögen suchen, nicht aber in Gottes Wesen selbst. Gott ist seinem Wesen nach die höchste Harmonie; alle Seiten seiner Natur ergänzen sich in der vollkommensten Weise. Je harmonischer wir nach unserem inwendigen Menschen und unserem Verhältnis zu Gott und der Welt werden — und das kann nur durch Gott selbst geschehen — desto weniger werden wir einen Widerspruch in Gottes Wesen finden. Darum ist auch manches für Gotteskinder kein Rätsel mehr, was für Weltkinder das grösste Rätsel ist und der Anlass zum Unglauben wird oder geworden ist.

Jeder Urheber eines Werkes vermag dessen Dasein und Schicksal zu überwachen, seine nicht zweckentsprechende Verwendung zu verhindern bezw. zu ahnden, sofern er nicht durch die eigene Beschränktheit in Hinsicht auf Raum und Zeit daran verhindert wird, oder sein Werk in den Besitz eines Anderen übergegangen ist, so dass er ohne dessen Einwilligung keinen Einfluss mehr auf jenes ausüben kann. Der Urheber weiss ja, wozu er sein Werk gemacht hat, welchen Zwecken es dienen soll, so lange es vorhanden ist. Künstler, Gelehrte, Handwerker u. s. w., sie alle wissen, dass sich die Verwendung ihrer Werke im Grossen und Ganzen innerhalb der Grenzen vollziehen muss, die sie bei deren Herstellung im Auge hatten. Ein Schrank wird nicht als Brieftasche gebraucht, ein Rock nicht als Schuh u. s. w. Der Verfertiger solcher Dinge kann also in Gedanken seine Schöpfungen während der ganzen Dauer ihrer vermutlichen Existenz begleiten; er weiss, was mit ihnen zu geschehen hat. Werden durch zerstörende Einwirkungen diese Schöpfungen verdorben, so kann er — sofern nicht Raum, Zeit oder irgend welche Verhältnisse ihn davon trennen — ihre Wiederherstellung ins Werk setzen. Er vollzieht damit an seinen früheren Schöpfungen gleichsam eine Wiederholung des Schöpfungsaktes. Ist die Zerstörung des Geschaffenen so weit gediehen, dass eine Wiederherstellung ausgeschlossen werden muss, so lässt der

Urheber sein zerstörtes Werk der völligen Verderbnis anheimfallen. Die Übertragung dieser Erklärung auf das Verhältnis zwischen Gott und seinen Geschöpfen liegt auf der Hand und bringt einiges Licht in Betreff unserer Frage.

Im Übrigen sei Folgendes bemerkt:

Die Frage ist nicht ganz klar gestellt. Wahrscheinlich meint der Fragende, der Blick auf menschliches Leiden, auf zeitliches und ewiges, könne uns veranlassen, entweder an Gottes Allwissenheit und Vorherwissen oder an Gottes Liebe irre zu werden.

Zunächst wird es ratsam sein, die Rücksicht auf diesseitige Leiden, die in dem Worte „Lebensschicksale" angedeutet sind, hier ganz auszuscheiden. Sie finden als Erziehungsmittel ihre voll befriedigende Erklärung. — Dann aber lässt sich die Frage wohl genauer so ausdrücken: „Wie verträgt es sich mit der Liebe Gottes, dass er Menschen geschaffen hat, von denen er vorher weiss, dass sie ewig unselig werden?" und darauf ist ganz einfach zu antworten: Das vertrüge sich in der Tat mit Gottes Liebe nicht. Das hat Gott auch nicht getan und das lehrt auch die heilige Schrift nicht. Vielmehr will Gott, dass allen Menschen geholfen werde, dass sie alle selig werden, und dieser Wille ist nicht bloss ein Scheinwille, sondern ganz ernstlich und ist auch gefolgt und begleitet von der ernstlichsten Liebesarbeit Gottes, auch an denen, die ihre Willensfreiheit dazu missbrauchen, sich völlig zu verstocken gegen den Geist Gottes. So ist auch Christi Liebesarbeit, sein Liebeswerben um die Seele des endlich doch verloren gegangenen Jüngers ganz ernstlich gewesen, bis zum Abendmahl und Gethsemane. So lange der Mensch lebt, währt auch seine Gnadenfrist und die Möglichkeit, dass er sich retten lasse; wenn auch bei fortgehender Verhärtung diese Möglichkeit immer geringer und der Mensch immer gebundener wird. So lange noch ein Rest von freier Entscheidung und damit eine Rettungsmöglichkeit vorhanden ist, kann auch das Resultat noch nicht vorausgewusst werden, auch von Gott nicht gewusst werden!

Der Begriff der „Allwissenheit Gottes" muss richtig gefasst werden. Gott sieht und weiss alles, wie es sich in Wahrheit verhält. Wenn also noch keine Entscheidung, sondern noch zweierlei Möglichkeit vorliegt, da weiss Gott eben dies. Wo er aber das Resultat einer menschlichen Entwickelung als sicher und unumstösslich wüsste, dann wäre auch keine Möglichkeit des Anderswerdens, also auch in Wahrheit keine menschliche freie Entwickelung mehr vorhanden, mag der betreffende Mensch es sich auch noch so sehr einbilden.

Will man dies die menschliche Freiheit begleitende (also inhaltlich von ihr bedingte) Wissen Gottes ein „beschränktes" nennen, so soll man dabei bedenken, dass dies keine Gottes unwürdige Schranke ist. Es ist nur dieselbe Selbstbeschränkung, die Gott mit der uns zum Sittlich- und Seligwerden unentbehrlichen Gabe der Freiheit auch seiner eigenen Allmacht auferlegt hat. — Nach Antworten von S., J. P. und B.

Anmerkung: Soweit sich die Frage etwa auf das Leiden der Menschen und nicht auf ihre freie Entscheidung zur Unseligkeit bezieht, sei hier hingewiesen auf das schöne Büchlein von O. Bertling: „Das Leiden in der Welt." M. Warneck, Berlin, 1903. Dasselbe eignet sich in seiner hübschen Ausstattung und bei seinem billigen Preise auch als Gabe bei Trauerfällen. — Dt.

Frage 6: Wie reimt sich die ewige Liebe Gottes mit der ewigen Verdammnis als Strafe für eine verhältnismässig doch kurze Erdenzeit von Sündhaftigkeit?

Die Antworten auf diese Frage, für die im hohen Masse das gilt, was eingangs der Antwort auf Frage 5 gesagt ist, gehen von drei verschiedenen, auf positiver Seite angenommenen Standpunkten aus: entweder vom Standpunkt einer ewigen Verdammnis aus oder einer ewigen Vernichtung oder einer Weiterentwicklung. Sie lassen sich unmöglich unter einen Hut bringen. Ich gebe den beiden ersten im folgenden das Wort. Für den dritten ist schon seit langem von bewährter Hand ein Artikel versprochen worden, der demnächst folgen wird. Jedenfalls gehört diese Frage zu dem Gebiet des Zweifelhaften; denn aus der Bibel lassen sich alle drei begründen. Es muss daher auch jeder mit sich selbst abmachen, wie er sich dazu stellen will. — Dt.

1. Aus den verschiedenen auf diese Frage eingegangenen Antworten sei das Folgende hervorgehoben. Kann Gott ungerecht sein? Diese in der vorliegenden Frage mitenthaltene andere Frage klingt durch mehrere der eingelaufenen Antworten hindurch; sie wird natürlicherweise verneinend beantwortet. Die eine Antwort — wir bezeichnen sie im folgenden mit „G“ — zieht daraus die Folgerung, dass eine immerwährende Verdammnis nicht angenommen werden könne. Die heilige Schrift selbst lasse die Entscheidung über eine zeitweilige oder endlose Dauer der Strafe dahingestellt. Ebenso sprechen sich auch zwei andere Antworten aus, die bei der Ungewissheit über die Meinung der heiligen Schrift stehen bleiben und bekennen: „ignoramus“ (Wir wissen es nicht) — „unser Wissen ist Stückwerk.“

Die Antwort „G“ betont zwar auch, dass wir nur im Glauben wandeln, nicht im Schauen, bleibt aber nicht hierbei stehen, sondern sucht auf Grund einer andern Offenbarung zu dem verneinenden Resultat zu kommen. Diese Offenbarung sei „das Zeugnis des Geistes Gottes und zum Teil die Resultate einer christlichen, vernünftigen Forschung.“ Es wird dabei geltend gemacht, dass „ewig“ nicht gleich „endlos“ zu sein braucht, dass man daher „ewige Strafe“ als Strafe für die Dauer gewisser Ewigkeitsperioden gelten lassen könne. Dagegen macht eine andere Zuschrift — ferner mit „S“ bezeichnet — geltend, dass von irgend einer Art zeitlich beschränkten Fegefeuers im Neuen Testament nichts zu finden ist. „G“ macht mit vollem Recht darauf aufmerksam, dass Sünde und Tod zeitliche Erscheinungen sind, die daran geknüpfte Folgerung aber: „unangemessen und unlogisch zugleich wäre der Schluss, dass aus zeitlichen Vorgängen unendlich ewige Folgen entstehen könnten“ ist durch Hinweis auf Matth. 12, 31—32 abzulehnen.[1])

Gottes Liebe, so betont „G“ ferner, wird uns als immerwährend geschildert, Gottes Zorn nie; dem gegenüber gibt aber eine andere — weiterhin mit „P“ bezeichnete — Antwort, die die Ewigkeit der Strafe betont, zu bedenken, „dass ein Vater seinen ungeratenen Sohn aus der Familie ausschliessen muss, trotzdem er noch Liebe . . . empfindet. Wenn es um der Familie willen geschehen muss, dann wird ein solcher Vater einen harten Kampf zu bestehen haben, ehe er zu solcher Ausschliessung schreitet.“ „Ewiger Zorn“ und „ewige Strafe“ sind demnach als verschieden auseinander zu halten.

Noch ein anderes sehr ernstes Bedenken führt „G“ gegen die ewige Strafe an: die Beeinträchtigung der eigenen Seligkeit durch das Wissen um die Qual der Verdammten. Doch weist „S“ darauf hin, dass „wir bei dem vollkommenen Gott von allen Halbheiten absehen müssen. . . Was Gott gibt nach Vollendung des irdischen Lebens, gibt er ganz und voll.“

Eine Ungerechtigkeit in der ewigen Strafe zu sehen, weisen „P“ und „S“ ab. „S“ deutet auf die pädagogische Seite hin: „Brächte uns das Jenseits nur Halbheiten, so würden es die wenigsten Menschen mit ihrer Erlösung ernst nehmen. Gäbe es aus der Hölle doch noch eine Tür in den Himmel, so unterliesse es mancher, sich auf Erden für den Himmel vorzubereiten. Er genösse dies irdische Leben in Sünden, der Himmel bliebe ihm ja doch. Wo bliebe da die hohe Aufgabe der Menschen und Gottes Wille, dass sie nach seiner Vollkommenheit streben sollen? Wo bliebe die göttliche Gerechtigkeit, wenn schliesslich Bösen und Guten der Himmel offen stünde?“

„P“ weist darauf hin, dass „die kirchliche Lehre nicht mit Unrecht von der Verdammnis des unbussfertigen Sünders redet als von der ihn treffenden Strafe. Die Ausschliessung aus dem Reiche, das auf Wahrheit und Gerechtigkeit stehet, ist gleichzeitig ein Akt unumgänglicher Notwendigkeit. Wer die Liebe Gottes, deren höchste Erweisung sich in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes offenbarte, nicht erkennt, wer gleichgültig gegen sie bleibt oder sie zurückstösst, bleibt untauglich zur Aufnahme in's ewige Gottesreich.“

Eine voll befriedigende Antwort ergibt sich aus der Zusammenstellung der eingegangenen Schreiben nicht; durch die verschiedenen Ergebnisse, zu denen die einzelnen Antworten gelangen, ist dies unmöglich gemacht, doch hielten wir es für unsere Pflicht den verehrten Einsendern und dem Fragesteller gegenüber, die verschiedenen Anschauungen zu Wort kommen zu lassen, zumal verschiedene wertvolle Fingerzeige darin enthalten sind. Wenn wir noch einen Versuch zur Be-

1) Dem verehrten Herrn Einsender würden die bezüglichen Erörterungen in Fechner, Zend-Avesta, gewiss sehr interessant sein.

antwortung der Frage beitragen, so geschieht es nicht in der Meinung, damit das allein Richtige getroffen zu haben, sondern um einen, von sämtlichen Antworten nicht beschrittenen Weg zu einer Lösung einzuschlagen, der vielleicht Ausblicke auf ein oder das andere weniger beachtete Moment der Frage gewähren kann.

Ehe wir an die Beantwortung der Frage gehen, ist noch eine Vorfrage zu erledigen: wo finden wir den Ausgangspunkt für unsere Betrachtung? Zwei Möglichkeiten liegen vor: entweder wir gehen sozusagen von der Peripherie aus, von den einzelnen Bibelstellen, die über die Dauer der Strafe etwas auszusagen scheinen, oder wir setzen im Mittelpunkt der christlichen Lehre ein und suchen von hier aus der vorliegenden Frage näher zu kommen. Die eingelaufenen Antworten gehen zumeist den ersten Weg, kommen aber zu keinem sicheren Resultat. Dagegen kommen die beiden Antworten, die von allgemein christlichen Gesichtspunkten ausgehen, zu einer klaren Entscheidung. Hieraus ergibt sich bereits ein Hinweis, von welchem Punkte aus eine fruchtbare Behandlung der Frage möglich sein wird. Doch kommt noch hinzu: soll die Antwort in unserer nicht-theologischen Zeitschrift dem Fragesteller genügen und dem gewiss nicht kleinen Kreise derer, die sich mit der Sache innerlich beschäftigen, so muss die Möglichkeit genauer Nachprüfung gegeben werden. Würden wir von den einzelnen Bibelstellen ausgehen, so würde von vornherein für einen Teil unsrer Leser diese Möglichkeit ausgeschlossen sein, schon aus dem Grunde, weil die Kenntnis des Griechischen nicht als allgemein vorhanden angenommen werden kann; und ohne Heranziehung des griechischen Textes würde man auf diesem Wege nicht auskommen. Sodann aber würde der zur Verfügung stehende Raum in keiner Weise ausreichen, auch nur eine etwas grössere Zahl von hierher gehörigen Schriftstellen gründlich durchzusprechen. So werden wir davon absehen müssen, den Ausgangspunkt bei den einzelnen Bibelstellen zu nehmen.

Etwas anderes dagegen ist es, wenn wir vom Mittelpunkt der christlichen Lehre aus unsrer Frage näher treten. Wie auch die Stellung des einzelnen zur christlichen Lehre sein mag, sie ist jedem bekannt, jeder kann die angeführten Stellen im deutschen Text sofort nachprüfen, da es nicht auf einzelne Worte, sondern auf den Gesamtinhalt ankommt.

In den Mittelpunkt der christlichen Lehre werden wir geführt, wenn wir zuerst die Frage aufstellen: Wovon hängt die Seligkeit des Menschen ab? Wir erhalten aus der Bibel die Antwort: von unserer Stellung zu Jesus — so Evgl. Joh. 14. 6, Apostelgesch. 4, 12 und öfter.

Wir fragen weiter: warum hängt unsere Seligkeit von der Stellung zu Jesus ab? Die Bibel antwortet: weil Gott uns in der Person Jesu das Mittel gegeben hat, der angedrohten Strafe, vorläufig abgesehen davon, ob endlich oder unendlich zu entgehen — Joh. 3, 15—18, Röm. 3, 21, 1. Kor. 1, 30, 1. Petr. 3, 18 und öfter. Wir fragen ferner: warum droht dem Menschen Strafe? Antwort nach der Bibel: wegen des Ungehorsams des Menschen gegen Gott. Matth. 23, 37—39, Röm. 1, 18 und öfter. Derjenige Mensch würde also von Strafe frei sein, der nie gegen Gott ungehorsam ist, solchen Menschen gibt es aber nicht und kann es nicht geben. Röm. 3, 10, 1. Joh. 1, 8. Diese Unmöglichkeit, Gott völlig gehorsam zu sein, ist von Anbeginn nicht dagewesen. Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, also vollkommen in Bezug auf alle ihm verliehenen Gaben. 1. Mose 1, 26—27. Der erste Mensch hat die ihm gegebene Freiheit des Handelns benutzt zum Ungehorsam. 1. Mose 3. Diese gottfeindliche Neigung setzt sich von nun an durch Vererbung fort, — Röm. 5, 19 — dabei entwickelt sich naturgemäss die Neigung zum Gottfeindlichen immer stärker. Würde nun die Strafe einsetzen, so würde man sagen können, es ist überaus hart, dass alle Menschen um dieses Einen willen der Strafe verfallen, da sie nicht mehr in der Lage sind, sich völlig frei für oder wider Gott zu entscheiden. Jeder Mensch muss sich persönlich für oder wider Gott entscheiden können. Diese Entscheidung darf aber nicht von einem kurzen Augenblick der Überlegung abhängen, etwa dass dem Menschen gesagt würde: hier hast du die Freiheit der Entscheidung, jetzt, augenblicklich musst du dich entscheiden, in der nächsten Stunde ist diese Freiheit unwiederbringlich für dich verloren. Denn die durch die anhaftende Sünde verursachte Schwachheit des Menschen lässt eine solche sofortige volle Erkenntnis nicht zu, wie sie eine derartige Entscheidung verlangen würde.

Darum muss dem Menschen eine längere Zeit gegeben werden, ehe er sich endgültig ent-

scheidet. Je längere Zeit nun dem Menschen zur Entscheidung gegeben wird und je grösser und wertvoller der Preis ist, durch den dem Menschen die Freiheit der Entscheidung erkauft wird, desto mehr wird man von der Liebe des Gebers, der Möglichkeit freier Entscheidung reden müssen. Gott hat nur ein Mittel gegeben, wodurch der Mensch die volle Freiheit der Entscheidung wiedererhält, dies Mittel ist der Gehorsam Jesu — Röm. 5, 19 —. Gott hat uns seine Liebe bewiesen dadurch, dass er nicht gezögert hat, als die Zeit dazu gekommen war, den höchsten Besitz, den er hatte, seinen eingeborenen Sohn, hinzugeben, um durch diesen Preis der abgefallenen Menschheit die Möglichkeit der freien Entscheidung zn erkaufen — Joh. 3, 16, Röm. 8, 3, 32 und öfter —. Er fordert aber nicht augenblickliche Entscheidung, sondern das ganze lange Erdenleben hindurch bietet er den Menschen die Möglichkeit freier Entscheidung — Röm. 2, 4, 2. Petr. 3, 15 —. Gott bietet aber nicht nur die Möglichkeit der Entscheidung, sondern bringt auch den einzelnen Menschen selbst wiederholt vor diese Frage — Röm. 10, 14, Offenbarung 3, 20. — Es könnte hier der Einwurf gemacht werden: wie ist es aber mit der Liebe und Gerechtigkeit Gottes denen gegenüber, die vor Jesu Geburt gelebt haben oder niemals eine Kunde von Jesu Dasein erhalten haben, oder die nur so unvollkommene Kunde erhalten, dass sie nicht zur Entscheidung kommen können? Für die letzteren könnte man noch besonders auf Joh. 16, 13 hinweisen, für die gesammte Einwurfs-Frage ist aber 1. Petr. 3, 19 heranzuziehen. Diese Stelle weist doch darauf hin, dass auch denen die Möglichkeit freier Entscheidung gegeben ist, die sich im sogenannten Zwischenzustand befinden, d. h. ihre Erdenzeit durchlaufen haben und nun des Endgerichtes harren.

Blicken wir zurück, so ergibt sich bis hierher folgendes: der Mensch, der ursprünglichen Freiheit der Entscheidung beraubt, erhält diese Freiheit wieder. Gottes Liebe zum Menschen zeigt sich in der Grösse des Preises, durch den diese Möglichkeit wieder hergestellt wird und in der langen Dauer des Angebotes dieser Möglichkeit.

Wir gehen weiter: wenn ein Mensch für sich persönlich in voller Freiheit entscheidet, nachdem er ausreichend Zeit zur Überlegung gehabt hat, so dass er über die Folgen seiner Entscheidung hätte klar werden können, so hat er die notwendig eintretenden Folgen seiner Entscheidung selbst verschuldet. Es kommt dabei nicht in Betracht, ob dem Menschen das Mittel passt, durch welches ihm die Möglichkeit der freien Entscheidung gegeben wird. Gott wird nicht das Höchste hingeben, wenn er mit einem geringeren Mittel denselben Erfolg hätte erzielen können. Dass es aber kein anderes Mittel gab, zeigt die Bibel: Matth. 26, 39. Es ist aber nicht Gottes Schuld, wenn jemand seine freie Entscheidung gegen Gott wendet, indem er Gottes Mittel verschmäht und versucht mit eigener Kraft sich Seligkeit zu erringen. Das Mittel ist, wie wir gesehen haben, Jesus, näher gesagt Jesu Tod am Kreuz, — 1. Joh. 1, 7 und öfter —. Durch seinen Tod, der den vollen Gehorsam gegen Gottes Willen zum Abschluss bringt, ist Jesus Herrscher und Richter geworden — Philipp. 2, 8—10, Röm. 14, 10 —. Wenn nun das Endgericht eintreten wird, wird es sich um die Frage handeln: wer hat sich freiwillig für Gott entschieden, wer hat, anders gesagt, freiwillig seinen gottfeindlichen Sinn geändert und nach Gottes Willen gehandelt oder zu handeln versucht und wer hat sich freiwillig dafür entschieden, in seiner gottfeindlichen Gesinnung zu bleiben, hat demgemäss auch nicht nach Gottes Willen zu handeln versucht — Matth. 25, 32 ff. —. Mit dem Eintritt des Endgerichtes tritt ein endgültiger Zustand ein, dieser schliesst seiner Natur nach eine spätere Sinnesänderung aus. Es tritt das ein, worauf wir bereits hingewiesen — Philipp. 2, 8—10 —. Jeder einzelne Mensch, ob er es bisher schon freiwillig anerkannt hat oder ob er sich mit allen Fasern seines Herzens dagegen gewehrt hat, muss jetzt die in der Berufung vor dem Richterstuhl liegende Tatsache anerkennen: Jesus ist dein Richter, der über dich zu verfügen hat, also dein Herr. Diejenigen, die bereits vor dem Eintreten des Endgerichtes ganz freiwillig Jesus als ihren Herrn anerkannt haben, erhalten die Bestätigung ihres Glaubens und damit volle Seligkeit. Diejenigen aber, die erst durch die rein äusserliche Macht der Tatsache dazu gebracht worden sind, Jesus als Herrn über sich zu erkennen, müssen folgerichtig der Unseligkeit anheimfallen. Den, den sie nicht anerkennen wollten, müssen sie anerkennen, ohne die Möglichkeit zu haben, dies jemals ändern zu können oder ihren eigenen Wil-

len zur Geltung zu bringen. Darin liegt die ewige Strafe; dass diese aber nicht aufhören kann, liegt auf der Hand. Gott kann, wenn er nach Überwindung aller Feinde vom Sohne die Herrschaft wieder übernimmt — 1. Kor. 15, 24 —, dieser Strafe und Qual gar kein Ende machen. Denn zur Aufhebung dieser Strafe könnte nur zweierlei geschehen: Gott müsste entweder seinen Widersachern ihren Willen lassen und damit ihnen die Herrschaft abtreten — ein absurder Gedanke —, oder er müsste die freiwillig gottfeindlichen Menschen zwingen durch völlige Brechung und Umwandlung ihrer Individualität ihm gern zu dienen. Neben dem Umstand, dass dies ein ganz unausdenkbarer Gedanke ist, würde dann die Frage auftreten: wozu dann das Kreuzesleiden Jesu, wozu dann die Hingabe des Sohnes, wozu dann der ganze Erlösungsratschluss? Warum dann nicht gleich beim ersten Menschen dieser Bruch der Individualität? Man würde auf eine Inkonsequenz in der Vollkommenheit kommen, wiederum ein unmöglicher Gedanke.

Fassen wir nun den zweiten Absatz zusammen, so sehen wir, dass die endlose Strafe oder Qual mindestens nicht durch Gott verhängt wird, sondern eine notwendige Folge freiwilliger Entscheidung der davon betroffenen Menschen ist; also eine notwendige Folge der Entwicklung. Eine Ungerechtigkeit Gottes kommt demnach überhaupt nicht in Frage.

Die Antwort auf die Frage: wie reimt sich die ewige Liebe Gottes mit der ewigen Verdammnis als Strafe für eine verhältnismässig doch kurze Erdenzeit von Sündhaftigkeit? wird lauten müssen: Es liegt in der Ewigkeit der Strafe keine Ungereimtheit mit der Liebe Gottes vor, denn wer trotz der Liebe Gottes, trotz der langen Zeit zur Entscheidung für Gott, sich freiwillig wider Gott entscheidet und wer das ihm angebotene einzig mögliche Mittel zur Erlangung der Seligkeit freiwillig mit bewusstem Entschluss und der Möglichkeit, die Folgen dieses Entschlusses einzusehen, verschmäht, für den muss mit unausbleiblicher Notwendigkeit eine endlose Qual eintreten. Diese endlose Strafe hat sich aber der Mensch selbst freiwillig bewusst zugezogen nicht nur, sondern bereitet, nicht aber Gott über den Menschen verhängt. Und darum liegt keine Ungereimtheit in dem Nebeneinander der Liebe Gottes und der ewigen Qual. — A. Z.

2. Als Antwort vom zweiten Standpunkt aus folge hier der Schluss eines prächtigen Büchleins unseres verehrten Mitarbeiters Prof. Dr. O. Bertling: *Zehn Fragen über die Wahrheit des christlichen Glaubens*, Leipzig, J. C. Hinrichs, 1899, S. 154 ff.

Bekanntlich haben schon viele ernstlich Anstoss genommen an dem sogenannten Dogma von den *ewigen Höllenstrafen*. Zwar ist *das* Bedenken, dass es doch der Barmherzigkeit, ja sogar der Gerechtigkeit Gottes widerspräche, als Vergeltung für eine *zeitliche* Verstockung *ewige* Qualen zu verhängen, nicht zutreffend, weil ja nicht bloss die in der irdischen Lebenszeit gewesene Verstockung, sondern *auch* die in der Ewigkeit weiter festgehaltene Feindschaft gegen Gott hier in Betracht käme und weil es sich nicht bloss um eine „Vergeltung“, sondern um eine *notwendige Konsequenz* jener *selbsterwählten* Gottesfeindschaft handeln würde. Aber *die* Erwägung ist bedeutsam, dass es doch geradezu die Seligkeit der Seligen — auch Gottes selbst — hindern müsste, wenn sie wüssten, dass andere in ewiger Qual leben!

Da gibt uns nun 1. Kor. 15, 28 „auf dass Gott sei alles in allem“ vielleicht (!) einen Hinweis darauf, dass *endlich* einmal alle gottfeindlichen und darum unseligen Geister *vernichtet sein* werden, gar nicht mehr existieren werden.

Allerdings gibt es viele Worte des Herrn und der Apostel, die in bildlicher Rede die *Endlosigkeit* der jenseitigen Qual aussprechen. Doch ist es *nicht* durchaus nötig, dieselben auf ein *ewigdauerndes Hinsterben* zu beziehen. Es kann in ihnen auch ein *volles*, zur *Vernichtung führendes Sterben in der Ewigkeit* angedeutet sein. Das *Feuer*, welches nicht erlischt, der *Wurm*, der nicht stirbt, der *Kerker*, aus dem der Schuldige nicht herauskommt — alle diese bildlichen Worte bezeugen, dass der Verdammte im Jenseits von seiner Qual *nie frei* werden wird. Ob er sie aber bis in alle Ewigkeit haben werde, oder ob er endlich einmal *völlig von ihr verzehrt ganz sterben* und *zu sein aufhören* wird — darüber sagen uns jene Worte Christi nichts.

Unser menschliches Gemüt möchte es wohl gern so denken, dass doch irgendwann einmal in der Ewigkeit die Qual der Verstockten und darum Unrettbaren wenigstens durch ihre Vernich-

tung enden werde; auch dem denkenden Verstande würde es sehr einleuchtend sein, dass der kreatürliche Menschengeist nach Abschluss seiner irdischen Werde- und Bildungsperiode, wenn er im Jenseits sich in seinem innersten Wesen völlig von Gott, dem Urquell aller Lebens- und Existenzkraft abwendet, auch der Vernichtung anheimfällt!

Doch vom sittlichen Standpunkte aus kann solche Annahme vielleicht bedenklich erscheinen. Wird nicht der sittliche Ernst sehr viel geringer werden, wenn wir nicht mehr die endlose Dauer der Höllenqual aus der heiligen Schrift entnehmen? — Nun, wo wirklich ein sittlicher Schade notwendig mit einer Lebens- oder Weltanschauung verbunden ist, da ist dieselbe ganz gewiss falsch. Das dürften wir schon im voraus sagen. Indessen trifft hier solches nicht zu.

Zunächst muss leider die Tatsache anerkannt werden, dass auch die klar und scharf ausgesprochene Lehre von der ewigen Dauer der Höllenstrafen es doch nicht vermag, den Leichtsinnigen ernst und sittlich zu machen! Unzählige, auch solche, die die ewigen Strafen gar nicht leugnen, gehen doch mit ihren Gedanken durchaus nicht darauf ein, was denn das eigentlich besagt: in ewiger Qual leben! — Wer aber mit ernstem Nachdenken diese Dinge erwägt, der muss auch aus der anderen Deutung jener Schriftworte vom ewigen Tode die allerstärkste, sittliche Mahnung für sich selbst entnehmen!

Ist es denn nicht eine anerkannte Wahrheit, dass geistiger Schmerz, sei es eine Ehrenkränkung, sei es ein ohnmächtiger Hass gegen einen stärkeren Feind, sei es sonst irgend ein Herzeleid oft wirklich weher tut als körperlicher Schmerz? und aller Jammer der Seele wird dadurch erst recht peinvoll, wenn er mit dem Bewusstsein verbunden ist: ich bin selbst daran Schuld! und aller Schmerz über irgend eine Unglückslage wird dann erst recht grimmig, wenn er verbunden ist mit Hass gegen einen andern. Und so muss ja der Seelenzustand der in Sünde und Gottesfeindschaft hinsterbenden Menschen im Jenseits sein! und bei aller inneren Qual, Wut, Ärger, Hass — niemals mehr (wie im Erdenleben) eine Ablenkung der Gedanken durch andere Dinge, niemals mehr eine auch nur vorübergehende Betäubung durch irdischen Genuss, wie zuvor im Erdenleben; überdies: die ganz ans Irdische hingegebene, am Irdischen hangende, nach irdischem Genuss, Freude, Ehre lechzende Seele hat nun nichts mehr von alledem, darbt, hungert, muss sich zu Tode hungern! denn für die ewige göttliche Nahrung, für die Gottesgemeinschaft hat sie keine Empfänglichkeit mehr! so muss sie in selbstgeschaffener und selbstverschuldeter Qual hinsterben, bis der letzte Rest ihres entarteten göttlichen Wesens verzehrt ist.

Was ist das für ein Hinsterben! Was ist das für ein jammervolles, furchtbares Endergebnis eines Menschenlebens! Wahrlich einem Menschen, der so in der Verdammnis umkommt, auch wirklich endet, dem „wäre besser, er wäre nie geboren“!

Wen dies alles gleichgültig lässt, wer auf solche Gedanken sich überhaupt nicht einlässt, an dem würde auch die Lehre von ewigdauernden Höllenqualen vergeblich sein.

Wer sich aber durch den Ausblick auf die ewigen Konsequenzen seines Lebens sittlich beeinflussen lässt, den muss auch solch ein Ende der Gottesfeinde in der Ewigkeit erschüttern und zu ernster Entschliessung und Lebensführung bringen.

Also würden sittliche Bedenken der oben angegebenen Auffassung von 1. Kor. 15, 28 nicht im Wege stehen. — Indessen wie auf so vielen Gebieten der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, so am meisten über die jenseitigen Ewigkeitsfragen gilt das Apostelwort: unser Wissen ist Stückwerk. Wohl dem, der in der Gemeinschaft und Erkenntnis Gottes durch Jesum Christum schon hier ewiges Leben hat!

* * *

Frage 9: Schliesst das posse non mori (nicht sterben können) des ersten Menschenpaares auch für die umgebende Natur den Tod aus?

Zunächst scheint es noch zweifelhaft, ob nach 1. Mose 2 u. 3 der Mensch vor dem Sündenfall überhaupt nicht sterben konnte. Wenn man die Stelle 1. Mose 2, 17 so auslegt, so widerspricht dem jedenfalls 1. Mose 3, 19: „Denn du bist Erde, und sollst zu Erde werden.“ „Erde“ aber, d. h. aus irdischem Stoff, also sterblich, war der Mensch auch schon vor dem

Sündenfall (siehe 1. Mose 2, 7). Doch wie dem auch sei: jedenfalls enthält 1. Mose 1—3 kein Wort, aus dem man schliessen könnte, dass in der aussermenschlichen Lebewelt vor dem Sündenfall der Tod nicht geherrscht hätte, die Stelle Röm. 8, 19 ff., die wohl für diese Ansicht angeführt wird, genügt ganz gewiss nicht dazu. Gegen sie spricht aber direkt 1. Mose 29 u. 30, wonach Gott den Menschen und Tieren Pflanzen zur Nahrung gab, was unbedingt mit Untergang und Tod derselben verbunden ist. Im übrigen steht es nach dem paläontologischen Fund unbedingt fest, dass die vor der Erschaffung des Menschen die Erde bevölkernden Lebewesen zu Millionen untergegangen sind: der Tod hat tatsächlich vor dem Sündenfall auf der Erde geherrscht. — Wenn nun aber die Ansicht hie und da laut wird — und eine Antwort auf unsere Frage spricht sie aus, — „das erste Menschenpaar war mit einem irdischen Leibe erschaffen, der sowohl die Möglichkeit des Sterbenkönnens als wie auch die des Nichtsterbenkönnens in sich trug; wäre Adam rein geblieben, so wäre sein Los das Nichtsterbenkönnen geworden; damit wäre aber auch für die umgebende Natur von Gott das Nichtsterbenkönnen gesetzt worden" — so ist nicht einzusehen, wie der letzte Satz mit Sicherheit **biblisch** begründet werden könnte. — N. N.

Frage 14: Ein Leser nennt noch folgendes Buch über die verschiedenen theologischen Richtungen: Fr. H. R. von Frank, **Geschichte und Kritik der neueren Theologie.** Herausg. von P. Saarschmidt. Leipzig, A. Deichert Nachf.

Frage 16: Wie ist es mit der auf das Heil aller Menschen bedachten Vorsehung Gottes zu vereinbaren, dass er manche Zweifelsursachen zuliess, die mit der Willensfreiheit nichts zu tun haben, z. B. die Tatsache, dass die Urschriften des Neuen Testamentes verloren gingen und die jetzigen Varianten keine ganz untrügliche Gewissheit zulassen? — C. U. in R.

Frage 17: Ist es wirklich eine Ausnahme von den Naturgesetzen, dass Wasser bei 4⁰ seine grösste Dichtigkeit und Schwere besitzt? — P. M. in P.

Frage 18: Was ist von folgender Behauptung zu halten? **Die Ackerkrume hält die zum Gedeihen der Pflanzen nötigen Stoffe (Kali, Phosphorsäure u. s. w.), die durch Regen aufgelöst in ihr Bereich kommen, gierig zurück, doch kann Wasser sie ihr nicht entziehen. Die nicht zum Gedeihen der Pflanze nötigen Stoffe gibt sie sofort an Wasser ab. Dies lässt sich nicht durch die Gesetze des toten Stoffes erklären, sondern nur durch Gottes Vorsorge.** — P. M. in P.

Wir bitten **alle** Leser, die auf diese Fragen etwas zu sagen wissen, um ihre Meinung.



1. Zur Weiterbildung der Religion.

W. **Burghard** (Ernstes Wollen. Nr. 80/81. 1903). — Prälat D. **Lechler**, Fortbildung der Religion. (Stuttgart bei Steinkopf. 1903.) — W. **Hermann.** (Chr. Welt Nr. 9, 1903.)

„Weiterbildung der Religion" steht noch immer auf der Tagesordnung. In oben genannten Abhandlungen wird es auf verschiedene Weise behandelt je nach dem Standpunkt der Verfasser zum Christentum und zur Religion. Am weitesten geht W. **Burghard**, ein Anhänger M. v. Egidys. Gewissermassen an die Spitze stellt er die Forderung Egidys „Unser Leben selbst Religion". Religion ist ihm nicht unantastbare göttliche Offenbarung, sondern ein Gebilde der

Menschen, die innere Triebkraft nach Licht und Wahrheit, das Sehnen nach Vervollkommnung, nach Gott. Solches Streben muss im Volke lebendig gestaltet werden, die Gleichgiltigkeit gegen die Religion muss beseitigt werden: zu dem Zweck ist der im Volke wachsende Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Glauben durch Läuterung unserer Lebensanschauung, durch Weiterbildung und Vervollkommnung unserer Religion zu heben.

Die Überzeugung von dem Wirken des ewigen Enlwickelungsgesetzes hat dem Glauben an die von Beginn an vollendete Schöpfung, der alten Weltanschauung, dem alten sich auf die Bibel stützenden Gottesglauben den Todesstoss gegeben; aber wir gewannen dadurch ein unzerstörbares Fundament für eine neue Welt- und Lebensanschauung, für eine neue Wertung unseres Lebens, für unsere Religion: Man muss jeden Menschen werten als Glied in der Entwickelungskette und wird dadurch zum Grundgedanken des Christentums geführt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Nun meint Verf., dass ein Gebot, wenn es als Naturgebot erkannt ist, mehr Geltung und freudigeren Gehorsam finden wird, als wenn es uns als Botschaft aus einer anderen Welt auferlegt werde(!). Ferner sei dies ein Beweis dafür, dass das höchste Gut, die Liebe, nicht als eine übernatürliche Gottesgabe uns verliehen, sondern im Lauf der Entwickelung entstanden und vererbt sei; schliesslich dafür, wie mit der Hebung der Kultur diese selbst sich den Naturgeboten angepasst habe und ihren Höhepunkt in der Harmonie zwischen unserem Leben und den Naturgeboten, d. h. dem Ziele der Religion selbst erreichen werde. Die Erkenntnis dieser Lehren zum Allgemeingut zu machen, ist dem Verfasser Weiterbildung der Religion; oder Weltanschauung und Glauben unseres Volkes mit der Wissenschaft in Einklang bringen, heisst die Religion weiterbilden. Wir sehen also, diese Bestrebungen sind im Grunde auf Beseitigung des Christentums gerichtet, Christus selbst wird überhaupt nicht genannt und Gott erscheint auch nur sehr fern, als ein ungewisses Etwas, der sich nicht offenbart, sondern die Menschen einfach dem Entwickelungsgesetz überlässt. Schade, dass der Verf. so vollständig vergessen hat, woher das Gebot der Nächstenliebe stammt. Dem Gesagten entspricht auch der Weg des Verf., um das Ziel zu erreichen: Vor allem Kampf gegen die Orthodoxie, gegen den alten Glauben, denn wie gesagt, „Religion ist nicht unantastbare göttliche Offenbarung." Es sei also zu fordern: Freiheit des Denkens — d. i. des Glaubens (!), der Wissenschaft, der Weiterbildung der Religion. Darüber ist das Volk aufzuklären: Jeder Einzelne muss Verkünder der göttlichen (?) Weltordnung, muss Priester werden. Nur die Mithilfe der erst aufgeklärten, grossen Volksmasse bei der Leitung und Entwickelung unseres Staatslebens kann die Lösung der Aufgabe bringen, wie Egidy sagt: „Die richtigen Männer in die Volksvertretung und alles vollzieht sich von selbst!" (!!) Diese „richtigen Männer" müssen als Majorität auftreten, die Volksschulen, Universitäten, Bildungsanstalten von dem Einfluss der Kirche befreien, die Lehrer in der Naturerkenntnis ausbilden lassen und von jeder geistigen (?) Beeinflussung (natürlich aber nicht von derjenigen von Seiten des Herrn Burghard !!) frei machen, den jetzigen Religionsunterricht hinüberleiten in die Bahn eines mit der anderen modernen Wissenschaft sich in Einklang befindenden Religionsunterrichtes; ja, sie müssen hinein in die kirchlichen Körperschaften, um von innen heraus den kirchlichen Wandel vorzubereiten.

Bei den Ausführungen Burghards ist länger verweilt, um hier einmal die Ziele dieser auf ethische Kultur hinstrebenden Bewegung darzulegen.

„Weiterbildung der Religion" ist ihr nur Kampf gegen das Christentum.

Als solchen erkennt sie auch Lechler in seiner Brochüre „Die Fortbildung der Religion". Er fragt darin zunächst: Was ist Religion? und antwortet: Sie ist einerseits etwas rein Persönliches und andererseits der Besitz eines ganzen Volkes an gemeinsamen Vorstellungen von einer überirdischen Welt. „Von einer Fortbildung bei diesen Völker-Religionen spricht Niemand."

Auf die Frage nach dem Christentum erhalten wir die Antwort: Es ist eine Mehrzahl von Reichen geistiger Art, genannt Kirchen, welche einen bestimmten inneren Kreis von Lehren und Grundsätzen teilen, der völlig unverändert (?) geblieben.

Eben diese Grundbestandteile sollen fortgebildet werden. Insbesondere soll auch die Bibel ihres Offenbarungscharakters entkleidet werden. Urheber dieser Bewegung sind dem Verfasser die Vertreter der kritischen Theologie, gegen die er nun scharf ankämpft: Können sie wissen, fragt

er, was Religion ist? nicht ihre eigene, selbsterfundene, sondern die Religion des Lebens, die Art, wie Gesetz und Evangelium auf innerlich verunglückte Menschen wirken, die gewaltige Wirkung der Heiligkeit Gottes auf rohe Sünder . . .?

Wohin soll die Fortbildung führen? Das weiss niemand, die Fortbildner selbst am wenigsten. So ist nach Verfassers Ansicht der Gedanke im Grunde verfehlt. Denn das Christentum besteht in seinem Grundstock aus zwei Tatsachen — und Tatsachen lassen sich nicht umbilden. Diese sind die Auferstehung Christi — das grosse Zeugniss für die Wahrheit der Offenbarung in der Geschichte der sinnlich wahrnehmbaren Tatsachen — und die Gegenwart Jesu als des Heilands und Weltherrschers — das grosse Zeugnis in der täglichen inneren Erfahrung der ganzen Christenheit. Gegen diese Tatsachen ist mittels der Kritik nicht aufzukommen.

Zum Schlusse wünscht Verf. nicht mehr die Themata Christentum und Religion als Mittelpunkt der Verhandlung zu sehen, sondern die Frage: Was dünket euch um Christus? Wess Sohn ist er? — Das sind freilich die Kernfragen!

Bei der Beantwortung unserer Frage kommt W. Hermann ebenfalls zu dem Resultat: Religion ist eine Gabe Gottes, die wir wohl kräftiger erfassen und verwerten sollen, aber nicht selbst weiterbilden können. Ebenso ist eine Fortbildung des Christentums unmöglich, denn auch die Offenbarungen Gottes an die und durch die einzelne Christen fügen nichts völlig Neues zu dem, was Christus uns gegeben. Denn wir Christen sind überzeugt, dass Gott uns mit seinem Sohne Alles schenkt, wohl können wir in unserer inneren Umwandlung durch Christus wachsen. Und dennoch, etwas muss an dem Christentum unserer Zeit überwunden werden, wenn es nicht bloss als Kirche, sondern auch als Religion leben soll. Christliche Religion ist innere Verbindung der Menschen mit Gott durch das, was sie selbst von dem persönlichen Leben Jesu gesehen haben. Dazu gelangt man durch die biblische Überlieferung, welche verstanden wird im Verkehr mit Menschen, die die Kraft Jesu zu ihrer Rettung erfahren haben und mit ihm gehen wollen. Hierdurch muss uns die Herrlichkeit des persönlichen Lebens, die Willensenergie des Wortes und Werkes Christi aufgehen. Daran hindert in der Gegenwart ein Umstand: die biblische Überlieferung wird zum Gesetz gemacht: man muss glauben, was in der Bibel steht. Dadurch werden viele, in denen schon die Spannung zwischen vielen Vorstellungen der Bibel und ihrer eigenen Denkweise besteht, wenn sie dennoch jenen Gesetzen gehorchen wollen, unwahrhaftig, ja gottlos. Die Forderung, alles, was in der Bibel stehe, zu glauben, muss nach Ansicht des Verf. verstummen, wenn im Namen der Kirche, d. h. der kirchlichen Anstalt geredet wird: so kann man nicht im Namen Gottes reden. Aber man soll die biblische Überlieferung den Menschen mitteilen, sich bemühen, sie ihnen verständlich zu machen. Damit würde man vielen das Grauen vor der Bibel nehmen. Man würde sich der heiligen Wahrheit freuen, dass wir nur dann mit Gott verbunden sind — Religion haben — wenn wir in Besinnung auf Tatsachen, die uns selbst begegnet sind, der Macht inne werden, die alle Kräfte unseres Denkens, der Erkenntnis des Wirklichen und der sittlichen Gesinnung in ihren Dienst nehmen. Dann werden wir zwar nicht Weiterbildung der Religion selbst, wohl aber ihres Verständnisses haben.

Also auch von dieser Seite die Zurückweisung der Forderung: Weiterbildung der Religion, zugleich aber die sehr gewichtige Forderung: Weiterbildung des Verständnisses der Religion. Und damit ist auch für unseren Standpunkt die richtige Formel gewonnen. — B.

2. Die Seele im Lichte des Monismus.

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. med. H. Kröll (Strassburg 1902; 2 Mk., V und 63 S.) ein Büchlein, das von grosser Fachgelehrsamkeit zeugt und auch Leser voraussetzt, die bereits tüchtige Kenntnisse, besonders in der Anatomie des Gehirns und des Nervensystems besitzen und auch wohl bewandert sind in der neueren Geschichte der medizinischen Wissenschaft. Denn von den Golgischen und Pacinischen Körperchen, von den Krauseschen Nervenkolben, den Kühneschen Muskelspindeln, den Wagner-Meissnerschen Tastkörpern u. s. w. wird ohne weitere Erklärung als von ganz bekannten Dingen gesprochen. Ferner zeugt das Büchlein von lebhaftem

Interesse für philosophisches Weltverständnis und von brennendem Eifer für den sogenannten Monismus. An logischer Klarheit und Folgerichtigkeit aber fehlt es dem Verfasser leider vielfach. Mit einer kindlich zu nennenden Naivität glaubt er die sonst der Seele zugeschriebenen Funktionen dadurch ohne Annahme einer Seele erklärt zu haben, dass er sie zerteilt und auf die einzelnen Teile des ganzen Gehirn- und Nervenapparates höchst genau verteilt. Das ist gerade so, wie wenn jemand Auskunft geben soll über die Kraft oder Energie, durch welche eine Güterzugsladung fortbewegt wird und er gäbe einen ganz genauen Nachweis, wie die Ladung auf die einzelnen Wagen und Achsen verteilt ist — verschwiege aber wodurch Achsen und Wagen bewegt werden. Dass er bei diesem schwierigen Geschäfte, wo nicht nur die betreffenden seelischen Vorgänge ganz unsichtbar, sondern auch die betr. Hirn- und Nerventeilchen z. T. nur schwer zu erkennen sind, mehrfach nicht vorsichtig genug zwischen Annahmen und sicheren Ergebnissen unterscheidet, kann nicht überraschen.

Kröll bekennt sich zu dem Monismus des Spinoza und behauptet die Erfahrungs-Wissenschaft habe denselben jetzt nach zwei Jahrhunderten aufs glänzendste bestätigt. Dabei bemerkt er aber nicht, dass Spinoza seinen Monismus gerade darum so schlicht und mühelos aufstellen konnte, weil er dasjenige Gebiet der Wirklichkeit ganz unbeachtet liegen liess, auf dem gerade für den Monismus die allergrössten Schwierigkeiten liegen! Das organische Leben und speziell das menschliche Seelenleben zu erklären hat Spinoza überhaupt nicht versucht; auf Naturwissenschaft war sein Interesse nicht gerichtet. Die völlige Vernachlässigung des Lebens in der Welt ist der Hauptfehler Spinozas. — Sein Monismus ist eine einfache Behauptung, auf deren Richtigkeit er gar keine Probe gemacht hat. — Dass nun auch die moderne Naturforschung monistische Tendenz hat, d. h. den ganzen Weltprozess (alles Physische, Seelische, Geistige) aus einem einheitlichen Prinzip zu erklären versucht, ist ganz in der Ordnung. Der nach Erkenntnis strebende Menschengeist kann gar nicht anders, als in dem Mannigfaltigen Gleichartiges, Einheitliches zu suchen. Leider aber ist der gute Eifer für den Monismus sehr oft zu einem blinden Eifer geworden: d. h. man hat oftmals geglaubt, alle Erscheinungen, auch die organischen und seelischen Prozesse allein durch das nun einmal aufgestellte und auch unabweisliche Prinzip der mechanisch wirkenden Stoffkräfte erklären zu können und war dabei wie blind gegenüber den tatsächlich nicht mechanisch erklärbaren Tatsachen des organischen Lebens. Es ist eine ungeheure Selbsttäuschung, wenn der materialistische Naturforscher sich einbildet, durch genaue, ja auch sehr genaue Feststellung der körperlichen Vorgänge in den lebendigen Organismen auch schon das ergründet zu haben, was die Lebensprozesse bewirkt. Kröll ist nun nicht Anhänger des rein materialistischen Monismus; „einseitigen Materialismus“ hält er für ebenso unberechtigt wie einseitigen Spiritualismus (d. h. die Ansicht nach der die Welt nur die Vorstellung eines Geistes ist). Alle sog. geistige Tätigkeit ist ihm nicht Tätigkeit einer „supponierten immateriellen Seele“ (d. h. einer untergeschobenen, nicht stofflichen Seele), allerdings auch nicht ein bloss chemischer oder mechanischer Vorgang, sondern das Ergebnis der Tätigkeit eines Organs, nämlich der Hirnrinde.

Mit Recht verwirft Kröll die ungenaue Redeweise einiger moderner Naturforscher (Haeckel), welche auch bei Atomen und Molekülen schon von Seelentätigkeit sprechen; er will solche Benennungen nur da zulassen, wo „als anatomisches Substrat (Unterlage) ein Nervensystem“ vorhanden ist. — In der ganzen nun folgenden positiven Auseinandersetzung aber zeigt er sich völlig befangen in dem Irrtum, dass die Seelentätigkeit genügend erklärt sei, wenn man sie recht sorgfältig zerlegt und den einzelnen Organen des Nervensystems zugewiesen hat. Die besonderen Organe für allerlei sog. „geistige Tätigkeit“ sind ihm nun die „Neuronen“.

Was die alles leisten, so ganz von selber, sobald nur der äussere Reiz und damit ein Spiel von Bewegungen losgegangen ist, das ist wirklich erstaunlich! Sie haben Wahrnehmung, Gefühl, Gedächtnis, Wille; sie bilden Begriffe und Schlüsse; sie erlangen eine räumliche, zeitliche und kausale Weltanschauung: kurz sie tun gerade alles das, was man sonst der Seele zuschreibt. — Gewiss ists Einseitigkeit und Beschränktheit, wenn jemand meint, die Seele leiste das alles so ohne weiteres und ihr Organ (Gehirn und Nervensystem) sei eigentlich nur so eine Luxusbei-

gabe oder etwa ihre Wohnung oder Werkstatt; aber ebenso beschränkt und einseitig ist die materialistische Meinung, dass dieser ganze Apparat nur aus stofflichen Vorgängen sich aufgebaut habe und nun ohne einheitlich beherrschende Leitung nur so mechanisch arbeite und seine Funktionen seien dann geistige Regungen. In ganz derselben beschränkten Einseitigkeit ist nun auch Krölls Neuronentheorie befangen. Die Frage, wie die Neuronen das alles fertig bringen, beunruhigt ihn gar nicht. Hat doch die ununterbrochene Bewegung (Entwicklung) des „Kraftstoffes" (so soll jetzt statt „Substanz" gesagt werden) „tatsächlich" „Jahrmillionen" lang bestanden; da hatten doch die Neuronen Zeit genug sich so in der Hirnrinde herauszubilden! Mit dem ersten Reiz der Hirnrinde tritt eben ein Bewusstseinsbild an dem Ende des zentripetalen Astes (d. h. der Endigung im Gehirn) auf: das ist der erste Akt des menschlichen Erkennens. Selbstverständlich ist dann auch das Bild auf der Hirnrinde stets die gesetzmässige Wiederholung des äusseren Bildes. Das Sinnesbild haftet nämlich an der Hirnrinde, wie das Lichtbild auf der photographischen Platte, und bleibt (wie beim Photographen die Platte) aufbewahrt, „aufgespeichert" als Erinnerungsschätze. Wie das zugeht, braucht Niemandem Sorge zu machen; dafür sinds eben „Gedächtnisneuronen", wie es ja auch „Gefühlsneuronen" u. a, gibt. — Angenommen nun, diese ganze Phantasterei wäre Wahrheit, so bliebe noch immer die grosse Frage ungelöst, wie denn aus solchen vielfachen Neuronenfunktionen das doch tatsächlich vorhandene einheitliche Bewusstsein entstehen kann!! Diese Hauptfrage wird von Dr. Kröll überhaupt nicht ernstlich behandelt.

Alles zusammengenommen, dies Büchlein liefert gerade durch die aufgewandte Gelehrsamkeit und durch den brennenden Eifer für den Monismus einen deutlichen Beweis von der Unfähigkeit der Physiologie zur Erklärung der menschlichen Seele. Deshalb haben wir es hier als kennzeichnend genauer besprochen. — O. Bertling.

A. Bruckner, Der alte Weg zum alten Gott. Schkeuditz-Leipzig, W. Schäfer, 1903. 111 S. 1,20 M. — „Gedanken und Betrachtungen über wichtige Fragen des christl. Glaubens", klar geschrieben, oft recht anregend. Ich habe sie gern gelesen und empfehle sie auch gern. — Dt.

K. Handtmann, Die Neu-Irvingianer oder die Apostolische Gemeinde. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1903. 84 S. — Eine Darstellung der Geschichte, Lehre und Verfassung der irvingianischen Gemeinschaft.

J. Schneider, Kirchliches Jahrbuch für das Jahr 1903. 30. Jahrg. Gütersloh, C. Bertelsmann. Allbekanntes Jahrbuch mit reichem Inhalt, der nicht nur für Geistliche von Interesse ist.

E, Flügel, Thomas Carlyle. Leipzig, Fr. W. Grunow. 5 M. — Eine sehr empfehlenswerte Studie über die religiöse Entwicklung und Weltanschauung des grossen Briten.

P. Ventusa, Christentum und Ultramontanismus. Leipzig. G. Strübig, 1903. 2 M. — Eine sehr scharfe Kritik des Ultramontanismus und der Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche, die der Verfasser nicht ganz gerecht identifiziert.

E. Teichmüller, Bilder aus den Kämpfen und Opfern der Schottischen Kirche. Dessau, 1903, A. Haarth. 20 S. 30 Pfg. — Dieser im Evangel. Vereinshause zu Dessau gehaltene Vortrag will durch Mitteilung der wichtigsten Tatsachen und der Entwickelungsperioden der Schottischen presbyterianischen Kirche weitere Kreise auf ein Kirchenedikt aufmerksam machen, in welchem geistliches Leben und praktisches Christentum bis heute in besonderem Masse sich geltend gemacht hat. — T. weiss die zähe Glaubensenergie der Schotten, welche freudig auch den Märtyrertod auf sich nimmt, ergreifend zu schildern. Mögen unsere Evangelischen von heute an ihren schottischen Glaubensbrüdern wieder lernen, was evangelischer Heldenmut ist! — Sa.



Druck von Ernst Röttger in Kassel.